

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/
Couverture de couleur

Covers damaged/
Couverture endommagée

Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Cover title missing/
Le titre de couverture manque

Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur

Bound with other material/
Relié avec d'autres documents

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Additional comments:/
Commentaires supplémentaires:

Coloured pages/
Pages de couleur

Pages damaged/
Pages endommagées

Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées

Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Pages detached/
Pages détachées

Showthrough/
Transparence

Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression

Continuous pagination/
Pagination continue

Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from:/
Le titre de l'en-tête provient:

Title page of issue/
Page de titre de la livraison

Caption of issue/
Titre de départ de la livraison

Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



Lasset die Kleinen zu Mir kommen.

K u n d s c h a u




Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

August 1899.

Nummer 11.

Die Klagen der Mutter Gottes.

ch war von Ewigkeit begründet,
Die Krone, die mein Haupt umwindet,
Hat mir der Vater angethan ;
Den Sohn trag' ich auf meinen Händen,
Nicht mag der Sonne Glanz mich blenden,
Mein Fuß steht ob des Mondes Bahn.

Mich nennen Königin die Thronen,
Die in dem ew'gen Lichte wohnen,
Und Gottes süße Engelschaar ;
Ernst walt' ich ob der Himmels Freuden,
Doch in der Liebe sel'gen Leiden
Wird Gottes Glorie offenbar.

Hin knie ich zu des Vaters Throne,
Das Auge richtend nach dem Sohne,
Es flammt zu Gott mein flehend Herz ;
Um Gnade für der Neuen Kinder,
Erlösung fleht es für den Sünder,
Mitfühlend jeden Liebeschmerz.

Als ich allein vor Gott gewesen,
Da sehnte zitternd sich mein Wesen
Nach seiner Schöpfung Liebespracht.
Zu ihm geneigt in tiefer Demuth,
Empfand ich ahnend süße Wehmuth,
Besiegt von des Verlangens Macht :

Daß Gottes Herrlichkeit so klarer,
In Lebensfülle offenbarer
Durch alle Fernen würde kund ;
Auf daß in des Geschöpfes Tiefe
Er Seligkeit aus Leiden schüfe,
Ihn priese aller Himmel Mund.

Als nun gestillt war mein Verlangen,
Die Glorie Gottes aufgegangen,
Die Welten herrlich aufgebaut ;
Ward ich zum Mitleid auserlesen,
Der Liebe Amt, ob allen Wesen,
Hat mir der Schöpfer anvertraut.

D'rum ich in Leid und Schmerz zerflossen,
Fürbittend, flehend hingegossen,
Nehme mich meiner Kinder an ;
Des Vaters Herz schlägt mir entgegen,
Des Sohnes Wort ist voll zugegen,
Das Licht des Geistes aufgethan.

So brecht herein, ihr sel'gen Schmerzen,
Fluthet heran zum Mutterherzen,
Mit mir in Gnade süß vereint.
Kommt her, ihr Schwestern, Kinder, Brüder!
Ihr Creaturen hoch und nieder,
Ein jedes Wesen, das da weint.



Das Leben des hl. Simon von Stock.

Die Erscheinung Unserer Lieben Frau vom Stapulier.

Von P. Bernhard, C. D.

(Fortsetzung.)

Unser Heiliger, der mit den reichsten Gnaden ausgestattet war, konnte wie ein zweiter Joseph nicht den traurigen Wirkungen der Eifersucht seines älteren Bruders entgehen, der, eingenommen von der Liebe der Welt und wenig gelehrig für die weisen Rathschläge seiner Eltern, nur mit Aerger und Zorn Zeuge der besonderen Hochachtung war, die jene gegen Simon trugen. Nur mit Mißvergnügen hörte er die Lobsprüche, die man allenthalben diesem Segenskinde spendete. Der schreiende Kontrast des weltlichen und ausgelassenen Lebens des jungen Herrn mit der Zurückgezogenheit und Sittenreinheit seines Bruders zog ersterem oft ernste Zurechtweisungen zu; ja, die Tugend und die Sittenreinheit des jungen Simon war eine stillschweigende Verurtheilung und Bestrafung seiner Ausschweifungen: er beschloß also sein Verderben.

Zuerst wurde alles ins Werk gesetzt, um die Unschuld dieses eingefleischten Engels zu untergraben. Verführt vom Geiste der Finsterniß, verblendet von der Leidenschaft, wandte der ältere Bruder alles an, um ihn irre zu leiten, List und Kunstgriffe, Schmeicheleien und Liebkosungen einer erheuchelten Freundschaft; er stellte ihm vor Augen den blendenden Glanz und die Ehrenstellungen der Welt, wozu ihn seine Geburt und seine Talente berechtigten, wenn er wie andere Leute leben wollte; er bot ihm den vergifteten Trinkbecher der verderblichen Süßigkeiten eines freien Lebens an, kurz, nichts wurde vergessen oder außer Acht gelassen, was ein unerfahrenes Kind, das die Arglist der Welt noch nicht kannte, hätte verblenden und verführen können. Da er jedoch bald bemerkte, daß er weder auf den Geist noch

auf das Herz seines Bruders durch Fallstricke, welche er seiner Unschuld legte; einwirken konnte, so nahm er zu Kunstgriffen höchst teuflischer Bosheit seine Zuflucht und beschwor eine Art Verfolgung herauf, die seine Treue zu Gott auf die härteste Probe stellte. Bald suchte er ihn in seiner Andacht zu stören und zu plagen, bald zog er die Art und Weise seiner Tugendübungen ins Lächerliche; zuweilen bemühte er sich, sie seinen Eltern verdächtig zu machen, und selbst die Gnaden und Gunstbezeugungen, die er vom Himmel erhielt, wagte er als Sonderbarkeit und Täuschung hinzustellen. Von Wortwürfen und Verleumdungen ging er endlich zur Verächtung und groben Beleidigung, ja selbst zu Mißhandlungen über. Gott ließ es so zu, um die außerordentliche Tugend dieser Blume, die später eine Zierde im Garten des Karmel sein sollte, besser an's Tageslicht zu stellen.

Diese Verfolgung im Vaterhause verlich Simon von Stock, weit entfernt, seine Frömmigkeit zu erschüttern und seine Tugendliebe zu schwächen, vielmehr neuen Zuwachs und Förderung. Seine Demuth, die Seele und Stütze seiner übrigen Tugenden, erschien bei all diesen Widersprüchen in neuem Glanze, und Gott bediente sich ihrer zur Erfüllung seiner Absichten. Das tugendhafte Kind war zufrieden und voller Freude, würdig befunden zu sein, für Jesum Christum, seinen göttlichen Meister, etwas leiden zu dürfen. Bei diesen harten Prüfungen betrübt ihn nichts anderes, als die bedauernswerthe Verblendung seines Bruders. Er bewahrte jedoch über dieses ungerechte Gebahren stets tiefes Stillschweigen, aus Furcht, seine Eltern gegen ihn aufzubringen. Nachdem er vergeblich versucht, ihn zu besserer Gesinnung

zu bringen durch liebevolle Vorstellungen, durch Gebet und heldenmüthige Geduld, und da er überdies vor den Schlingen sich fürchtete, welche bereits die verführerische Welt seiner Unschuld gelegt, fühlte sich Simon von Stock mächtig angetrieben, das elterliche Haus zu verlassen, um sein Heil in einer abgelegenen Einöde zu suchen, wo er, entfernt von den Gefahren der Welt und getrennt von den übrigen Sterblichen, ungehindert seinen frommen Uebungen obliegen könnte. Da das Beispiel so vieler frommer Einsiedler, deren Leben er häufig mit Vergnügen gelesen, und seine besondere Hinneigung zur Einsamkeit mit diesem Plane übereinstimmten, so faßte er den Entschluß, sich in einen benachbarten Wald zurückzuziehen, der für die Beschauung geeignet wäre. Bevor er jedoch diese neue Lebensweise unternahm, wollte er sich versichern, ob sein Vorhaben nicht etwa einer Täuschung unterliege, oder den heiligen Absichten Gottes nicht entspreche, und nahm daher seine Zuflucht zur seligsten Jungfrau, die in all seinen Nöthen seine Helferin war.

Alle Tage warf er sich vor ihrem Altare nieder, um auf ihre Fürsprache den Willen Gottes zu erkennen und beschwor seine himmlische Beschützerin, ihn in dem Entschlusse, den er fassen sollte, als Führerin zu dienen. Sein Gebet ward bald erhört und er erhielt von der Mutter Gottes die neue Zusicherung ihres ganz besonderen Schutzes.

Eine innere Stimme bezeugte ihm, daß Maria ihm Mutter und Führerin in der neuen Lebensweise sein werde, zu der ihn der Himmel berief, und so in seinem Vorhaben ermutigt und bekräftigt, verzichtete Simon von Stock großherzig auf all die Vortheile, die er in der Welt beanspruchen konnte, und begab sich in eine schauerliche Wildniß, wo ihm Gott eine Wohnung bereitet hatte.

Als Simon von Stock in die geplante Einsamkeit seine Schritte richtete, war er kaum zwölf Jahre alt. Geführt vom Geiste Gottes wandelte er in den Fußstapfen der vollendetsten Muster des Einsiedlerlebens, des heiligen Propheten Elias und des heiligen Johannes des Täufers.

Er wählte sich den Ort seiner Zurückgezogenheit in einem großen Forste der Herren von Doubersville, in der Graffschaft Kent, in der Nähe von Oxford. Voll Vertrauen auf den mächtigen Schutz derjenigen, die ihm versprochen, ihm als Führerin zu dienen, drang er tief in diese fürchterliche Wildniß ein, die bisher keine anderen Bewohner gehabt, als Schlangen und wilde Thiere. Auf seiner Wanderung suchte er auf einen ungewöhnlich großen Baum, und da ihm dessen Höhlung eine Zufluchtsstätte bot, nahm er darin Wohnung und Obdach, um sich vor der Ungunst des Wetters und der Jahreszeit zu schützen. Dieser hohle Baum ward zugleich auch sein Oratorium, und er schmückte es mit einem Kreuzfuge und einem Bilde der allerseeligsten Jungfrau, welches die einzigen Gegenstände waren, die er aus dem väterlichen Hause nebst dem Psalter mitgebracht, diesem seinem Lieblingsbuche, aus dem er in seiner Wüste das Lob des Herrn sang und alltäglich das kleine Officium der allerseeligsten Jungfrau betete.

Nachdem er sich wohllich eingerichtet, übergab er sich gänzlich der göttlichen Vorsehung, die für seine Nahrung, Kleidung und alle übrigen Lebensbedürfnisse sorgen sollte, so lange es Gott gefallen würde, ihn in diesem Stande zu belassen.

In der tiefen Abgeschiedenheit seiner Wüste und in der Verborgenheit seiner nunmehrigen Wohnung schien Simon von Stock vergessen zu haben, daß er mit sterblichem Leibe umkleidet und wie die übrigen Menschen den Bedürfnissen des Lebens unterworfen wäre. Ungekochte Kräuter, bittere Wurzeln, wilde Früchte, die in dem Walde wuchsen, und das Wasser, das dort quoll, dies Alles, nach einem äußerst strengen Fasten mäßig genoßen, war seine ganze Nahrung.

Allein Gott, der ein wachsam Auge über die Bedürfnisse seines Dieners hatte, milderte in der Folge diese Strenge mittelst einiger Brodstücklein, welche ein Hund, geführt von wunderbarem Instincte, von Zeit zu Zeit in seine Einöde brachte, wie ehedem der Rabe gethan, der den heiligen Propheten Elias in seiner Wüste speiste. Getrennt vom Umgange

mit Menschen, vollkommen der Welt und sich selber erforschen, erhöht über das Leben der Sinne durch die Erhabenheit und Lebendigkeit des Glaubens, einzig mit Gott beschäftigt in beständiger Betrachtung seines heiligen Gesetzes und in ununterbrochener Uebung seiner heiligsten Gegenwart führte Simon von Stock ein mehr englisches denn menschliches Leben, und indem er bei den Strenghheiten seiner Einsiedelei schon die unaussprechlichen Süßigkeiten des Himmels kostete, lobpries er Tag und Nacht die Herrlichkeiten Jesu und Mariens unter den Ekstasen und Verzücungen der höchsten Beschauung.

Das Glück dieses Engels der Wüste erweckte jedoch bald den Neid des Satans. Dieser Geist der Finsterniß setzte alles in Bewegung, um die Ruhe seiner Einsamkeit zu stören. Von allen Seiten erhob sich der Sturm der Versuchung und verdüsterte diese schönen Tage der Gnade und der Tröstungen, die unserem jungen Einsiedler seine schauerliche Wüste in ein Paradies umgewandelt hatten. Plötzlich sah er seinen Geist von einer Menge Gedanken befallen, die seine Einbildungskraft verwirrten und ihm das Herz zerrissen, indem sie ihm in lebhafter Weise die Betrübniß und den Jammer vor Augen stellten, in die er seine ganze Familie durch seine unvermuthete Entfernung gestürzt habe. Sein beunruhigtes Gewissen warf ihm seine Flucht immer wieder als eine Unklugheit vor, die Anlaß geben konnte zu ungerechtem Verdachte, vielleicht auch zu nachtheiligen Beschuldigungen gegen seinen Bruder, von dem man argwöhnen möchte, als hätte er in Folge jener grausamen Eifersucht, die er gegen ihn an den Tag gelegt, ihm nach dem Leben gestrebt. Schon glaubte er sich verantwortlich für den — möglicherweise — strengen Zorn seiner Eltern über einen entarteten Sohn, der ein anderer Kain geworden, sowie über alle jene, die im Verdachte stünden, seine Mitschuldigen zu sein. Endlich bemühte sich der Versucher, ihn zu überzeugen, seine Rückkehr wäre das einzige Mittel, den Frieden wieder in das Herz seiner betrübten Eltern zu bringen, und das einzig Mögliche, das seiner Familie drohende Unglück

abzuwenden — er sei also im Gewissen zu diesem Schritte verpflichtet.

Derartige von der höllischen Schlange eingegebene Gründe hatten ohne Zweifel für den jungen Einsiedler etwas sehr Verführerisches. Allein die Täuschung des Lügengeistes ward durch das Licht des heiligen Geistes, der unseren Heiligen beseele, bald zerstreut, und er überwand glorreich diese ersten Kniffe des bösen Feindes. Entschlossen, ein so heldenmüthiges Vorhaben um jeden Preis zu vernichten, sinnt Satan auf neue List und fügt zu den arglistigen Eingebungen die auffallendsten Blendwerke. Er beeinflusst dergestalt die Einbildungskraft Simons von Stock und alle seine Sinne, daß es ihm vorkommt, als sehe und höre er in seiner Einnöde seine verweinte Mutter, die ihm die gleichen Vorstellungen mache, wie die Gedanken, die seinen Sinn durchkreuzen. Ueberall sieht er seine Mutter, wie sie ihm mit verführerischer Zärtlichkeit die lebhaftesten Vorwürfe macht und ihn dringend ersucht, doch wenigstens auf einige Zeit ins väterliche Haus zurückzukehren, um allda die Thränen seiner Eltern zu trocknen und sie in Frieden sterben zu lassen, nachdem er durch seine Gegenwart sie getröstet.

Dieser zweite Kunstgriff machte auf Simon von Stock anfänglich den tiefsten Eindruck. Sein Herz wurde so sehr gerührt, daß er, getäuscht durch das Gaukelwerk des Versuchers, nahe daran war, der Versuchung zu unterliegen. So hat er selber in der Folge einigen Karmeliten gegenüber sich ausgesprochen und hat sie versichert, er wäre bei dieser Gelegenheit der Versuchung nur durch den besonderen Beistand der seligsten Jungfrau entgangen, die ihm die Fallstricke des Teufels entdeckte und durch ihren mächtigen Schutz davon befreite.

Der stolze Geist verdoppelte nun seine Anstrengungen — so sehr war er beschämt, sich durch ein Kind in seinen ersten Angriffen besiegt zu sehen. Er sann gegen unseren Heiligen einen neuen Angriff aus und suchte seine Seele in neue Verwirrung zu stürzen. Er verkleidete seine Schalkheit mit dem Scheine des Guten und verwandelte sich in einen Engel des Lichtes. Simon ward von einer großen Angst

befallen vor den Gefahren dieses ungewöhnlich'n Lebens, das er wandle, beraubt der Gnade der Sakramente, entblößt all der Hilfsmittel, welche die Kirche fortwährend den Gläubigen gewährt, keinen Tag sicher, sterben zu müssen in dieser schauerlichen Wildniß ohne jegliche Hilfe und Trost.

Von diesen Gedanken umlagert, erscheint unserm Heiligen die neuermählte Lebensweise nur höchst gefährlich. Von Furcht und Traurigkeit niedergeschlagen hat er Niemand, der seinen Muth aufrichtete, bis endlich nach vielen Kämpfen durch die seligste Jungfrau, deren Schutz er beständig anfleht, die Versuchung verschucht wird, indem sie ihm heilsame Gedanken eingiebt. Das Beispiel heiliger Einsiedler, welche Gott den nämlichen Weg geführt, weckt sein Vertrauen wieder, die Erinnerung an die Gnaden, mit denen Gott ihn begünstigt hat, um ihn in seinem Vorhaben zu bekräftigen, beruhigt ihn; die Stütze endlich, die er in der seligsten Jungfrau gefunden, flößt ihm wieder Muth ein und dient ihm zum undurchbringlichen Schilde gegen alle Pfeile der Hölle.

Beschämt über eine so oftmalige Niederlage bietet Satan seine ganze Bosheit auf. Da seine listigen Kunstgriffe unnütz gewesen, so greift er ihn ins Angesicht und mit offener Gewalt an. Er will seine Beharrlichkeit mit den demüthigendsten und gefährlichsten Versuchungen wanken machen und setzt alle Hebel in Bewegung, die Unschuld dieses Engels der Wüste zu verderben.

Die Erinnerung an die leichtfertigen Gespräche, die er im Hause seines Vaters aus dem Munde des über seine Tugend eifersüchtigen Bruders gehört, die gefährliche Vorstellung der Art und Weise, wie sich dieser junge Lüstling benommen hatte, um ihn zu verführen; die schändlichen Gedanken sündhafter Lust, die er in ihm hatte wecken wollen, all dies stellt sich seinem Geiste vor und alles, was die Wollust Reizendes hat, bestürmt sein Herz. Diese lästigen Gedanken verfolgen ihn überallhin, seine Einbildungskraft erhitzt sich, seine Sinne sind erregt, seine Seele verwirrt. Hestigen Geistesqualen preisgegeben, glaubt sich Simon

von Stoc trotz seiner schauerlichen Wüste und seiner sehr strengen Lebensart bereits schuldig. Wenig geübt in dieser Kampfesart, scheint es ihm, der Geist der Unlauterkeit, von dem er sich gleichsam befallen sieht, habe sich bereits seines Herzens bemächtigt. Beim ersten Anblicke wird seine Seele von Entsetzen ergriffen. Er ruft zum Himmel um Hilfe, er demüthigt sich vor Gott und fleht unter Thränen und Seufzern um die allvermögende Gnade des Erlösers. Dann wirft er sich hin vor sein Kreuzigt, das Angesicht auf der Erde, und im Gefühle der lebhaftesten Reue und eines heiligen Abscheues vor sich selber fleht er die Barmherzigkeit Gottes an. Stets voll Vertrauen auf Maria, nimmt er ihr heiliges Bild, umarmt es ehrerbietig, drückt es an sein Herz, benezt es mit seinen Thränen und läßt nicht ab, seine mächtige Beschützerin zu beschwören, ihm ihren göttlichen Sohn gnädig zu machen und ihn zu befreien von den Nachstellungen seines Feindes.

In heiligem Schrecken über den Schein des Bösen, bezitt er sich, an seinem unschuldigen Leibe eine Sünde zu rächen, von der Gott nie die mindeste Makel an ihm gesehen. Er behandelt deshalb seinen Leib mit noch größerer Strenge und fügt den bisherigen Bußübungen grausame Kasteiungen. Er zerfleischt sein jungfräuliches Fleisch mit spitzen Dornen, und kleidet sich in ein Geslecht von Disteln und Brennesseln, um den Stachel des Fleisches abzustumpfen und die feurigen Geschosse des unreinen Geistes durch diese Waffenrüstung abzuwehren. Ein köstliches Schlachtopfer vor dem Herrn seiner Liebe zur Keinheit wegen, ruft Simon von Stoc unablässig den heiligen Namen Marias an und durch die allvermögende Kraft dieses der ganzen Hölle furchtbaren Namens wurde er — so sagt er uns selbst — von diesen schrecklichen Versuchungen befreit und ging er siegreich aus den Kämpfen hervor, die ihm der Teufel in seiner Einöde bereitete.

Als unser Heiliger später in den Karmeliterorden eingetreten war, erzählte er seinen Brüdern, um ihren Muth zu stärken und ihnen ein großes Vertrauen auf den mächtigen Schutz der allerseeligsten Jungfrau einzufloßen, die

Siege, die er auf die Fürsprache der Mutter Gottes über die Hölle davongetragen.

„Die Anrufung des heiligen Namens,“ sagte er zu ihnen, „der bloße Anblick oder die Berührung ihres heiligen Bildes waren für mich bei den Strengheiten meiner Wüste eine unverstehbare Quelle von Tröstungen, meine Stütze und meine Stärke in den Beschwerden des Leibes und in den Peinen des Geistes. Wenn ich den süßen Namen „Maria“ anrufen, so war mir alles angenehm, Hunger, Durst und Blöße, die Rauheit der Jahreszeit, die Ungunst des Wetters, die Unbequemlichkeiten meines Aufenthaltsortes. Die Entäußerung, die gänzliche Verlassenheit, die Braubung allen Trostes und aller menschlichen Hilfe für die Bedürfnisse des Lebens, alles schien mir erträglich mit diesem süßen Namen „Maria.“ Maria war mein alles. Die Erinnerung an ihre Gunstbezeugungen, die Hoffnung auf ihren Schutz brachten bei meiner Verwirrung und Unruhe Licht in die Finsterniß meines Geistes und verbreiteten in meinem Herzen eine heilige Salbung, welche die Härte der Trockenheit, der Trostlosigkeit, der Langweile und des Ekels an göttlichen Dingen — eine Folge der heftigen und lange andauernden Versuchungen — zu mildern im Stande war. Unter dem Schutze Marias wendete sich die Versuchung jederzeit zu meinem Besten und wurde sie mir ein heilsamer Sporn, der mich veranlaßte, eifriger auf dem Wege der Vollkommenheit zu wandeln.“

In der That fühlte unser Heiliger, der Sieger über den Teufel und sich selbst, nach jenen obenerwähnten Kämpfen und Prüfungen seine Neigung zum Gebete in sich wieder erstehen. Diese Übung, die stets seine Hauptbeschäftigung gewesen, wurde ihm eine reichliche Quelle von Tröstungen. Die Inbrunst seines Gebetes offenbarte sich zuweilen durch fühlbare Gnaden, die seinen Augen einen Strom frommer Thränen entlockten und seine herbe Luße versüßten. Sein von vollkommenster Liebe entzündetes Herz sandte stets Liebesseufzer und feurige Begierden zum Himmel empor. Als dann schien seine zur innigsten Vereinigung mit Gott erhobene und von den Fesseln des Leibes

beinahe entbundene Seele ihren Schwung in das Innere der Gottheit zu nehmen, um allda die unendlichen Vollkommenheiten Gottes zu schauen und im Schweigen himmlischer Sammlung anzubeten, was kein menschliches Auge gesehen, kein Ohr gehört und was nie der Geist des Menschen erfassen konnte. Simon, dieser irdische Engel, war in der Übung eines ständigen Gebetes stets in Gott verzückt und wenn ihn zuweilen die Anforderungen der Natur auf die Erde zurückriefen, so gab er sich ihnen nur ungern hin und bedauerte mit Job, sich noch dem Leben der Thiere unterworfen zu sehen. Er nahm selten und zwar so wenig Nahrung, daß man auf ihn anwenden könnte, was der Erlöser vom heiligen Johannes dem Täufer gesagt, daß er nämlich weder gegessen, noch getrunken habe.

Die Augenblicke der Ruhe, die er sich gönnte, waren kurz und selten. Ermüdet und geschwächt durch die Anstrengungen der Buße gewährte er (und zwar ungern), in der beschwerlichsten Stellung, zusammengekauert in seiner Baumhöhle, oder auch hingestreckt auf die Erde seinem Leibe einige Augenblicke des Schlafes, Augenblicke, die er dem ungestümen Verlangen der Natur nicht hatte versagen können, um sie dem immerwährenden Gebete zu weihen, das sein Herz nie außer acht ließ, selbst wenn er zu schlafen schien.

Ein Fremdling auf Erden, lebte unser Heiliger gänzlich in Gott vereinigt, in vollkommener Entäußerung und selbst in durchgängiger Vergessenheit auf die Geschöpfe. Einige Schriftsteller berichten, daß die Engel ihm gern Gesellschaft leisteten und durch diese ihre Gegenwart seinen Aufenthaltsort in einen paradisiatischen Garten umwandelten. Hier genoß er, wie die Lektionen seines Officiums sagen, im Umgange mit Gott und den himmlischen Geistern die Ergötzungen des Geistes und die Süßigkeiten der Gnade in um so höherem Maße, als er allen irdischen Tröstungen erstorben und vom Verkehr mit den übrigen Sterblichen getrennt war.

In dieser Zeit der Gnade und himmlischen Gunstbezeugungen erschien ihm auch die seligste Jungfrau und ward ihm aus ihrem geheiligten

Munde die Offenbarung zu Theil, Gott, der an seinem bisherigen Vufleben in der Wüste ein großes Wohlgefallen gefunden, wolle nun, daß er das Werk seiner Heiligung vollende, indem er, wenn die Karmeliten von Palästina nach England kämen, um daselbst Klöster zu stiften, sich ihnen anschließe und ihre Regel annehme. Sie sagte ihm auch all die Widersprüche voraus, die in der Folge er und sein Orden während seiner Amtsführung zu ertragen haben würden. So entschädigte ihn Maria für die Opfer seines Wüftelebens, indem sie ihm Antheil gab an dem bitteren Kelche, mit dem ihr göttlicher Sohn getränkt worden.

Zwanzig Jahre waren unter den Tröstungen und Strengheiten der Wüste verlaufen, als Simon von Stock von der seligsten Jungfrau den ausdrücklichen Befehl erhielt, die Einsamkeit zu verlassen und sich anzuschicken, nunmehr auf einem anderen Wege den Absichten der göttlichen Vorsehung zu entsprechen. Trotz seiner großen Vorliebe zur Abgeschlossenheit gehorchte er der Stimme des Himmels und kam, um seine Studien wieder aufzunehmen, nach Oxford zu seinen Eltern zurück. Die Ueberslieferung berichtet uns nichts Sicheres über die Art und Weise, wie Simon sich seinen Eltern vorstellte. Eine zwanzigjährige Abwesenheit, die er in großen Strengheiten zugebracht, mußte ihn unkenntlich gemacht haben.

Ganz gewiß wird ihm aber der Geist Gottes, der all seine Handlungen lenkte und leitete, irgend ein Mittel an die Hand gegeben haben, um sich öffentlich anständig zeigen zu können, da er ja damals nur ein Flechtwerk von Binsen besaß, und die Kleider, die er in seine Wüste gebracht, nur mehr unbrauchbare Lumpen sein durften.

Als bald setzte Simon von Stock auf der Universität Oxford seine Studien wieder fort. Er studirte mit besonderem Fleiße Theologie, um einst im Stande zu sein, das Amt zu erfüllen, zu welchem Gott ihn bestimmte. In der Schule des heiligen Geistes bereits herangebildet, begabt mit natürlichen Talenten, entsprach der Erfolg seiner Studien allezeit der Schärfe seines Genies und der Fülle der über-

natürlichen Gaben und Kenntnisse, womit Gott seinen Geist in der Wüste bereichert hatte. Mit so glücklichen Anlagen und so mächtigen Hilfsmitteln ausgerüstet, wurde unser Heiliger in kurzer Zeit ein tiefer Theologe.

Die Tiefe seines Wissens erweckte alsbald die Bewunderung aller Mitglieder der Universität und verschaffte ihm den Besall der ganzen Stadt. Die Professoren ehrten die Wissenschaft Simons von Stock gleichsam als das Werk des heiligen Geistes, oder die Frucht der Gnade und das Wunder himmlischer Weisheit. Die berühmte Universität, gewissermaßen stolz auf den Glanz eines so großen Lichtes, schmeichelte sich schon, durch Verleihung des Doktorgrades aus Simon von Stock eine ihrer schönsten Zierden zu machen. Seine Demuth war aber ein unübersteigliches Hinderniß, ihm trotz wiederholten Anerbietens diese Ehre erweisen zu können. Simon schlug beharrlich diese Ehrenzeichen aus, womit man sein Talent auszeichnen und sein Verdienst krönen wollte. Allein die Zeit, dieses Licht vom Scheffel her vorzuholen, war noch nicht gekommen.

Als er auf den hohen Ruf, den er sich zu Oxford erworben, aufmerksam und des Widerspruches gewahr wurde, der sich seiner Zurückziehung in seine theuere Einsamkeit entgegenstellte, um allda ungekannt zu leben, bis es Gott gefallen würde, ihn zur Erfüllung seiner Absichten nach der Verheißung der seligsten Jungfrau der Welt zu offenbaren, faßte er den Entschluß, vollständig jenen lästigen Beifallsbezeugungen und dem Glanze weltlicher Ehren, die seiner Demuth so sehr widerliefen, aus dem Wege zu gehen. Sofort nach der Priesterweihe, in die er, um den Anordnungen des Himmels zu willfahren, einwilligte, kehrte er neuerdings in seine Einsiedelei zurück.

Seine erste heilige Messe feierte er ohne besonderes Aufsehen, aber mit aller Erbauung und Andacht.

Sein stets strenges und ganz himmlisches Leben verrieth einen überirdischen Menschen, den nichts Menschliches, nichts Irdisches von seinem Ziele abbringen konnte. Er bediente sich der Geschöpfe, gleichsam als gebrauchte er sie nicht, oder vielmehr, einzig sein Leib weilte

bei den Menschen, während sein Geist und sein Herz in beständiger Einsammlung lebten. Er war ein Gerechter, der aus dem Glauben lebte und dessen Leben mehr dem eines unter den Menschen weilenden Seraphs glich, als dem eines mit hingälligem Fleische bekleideten Menschen.

Simon von Stock bereitete sich beständig auf die Feier der heiligen Geheimnisse vor. Noch glaubte er sich nicht hinlänglich rein, nicht heilig genug, um häufig dem Altare zu nahen. Sein lebendiger Glaube flößte ihm solche Ehrfurcht ein und durchdrang ihn dergestalt mit heiligem Schauer vor einer so erhabenen und göttlichen Handlung, daß er nur selten während der Zeit seines Aufenthaltes in der Einöde die heilige Messe las. Er verließ seine Einöde im Jahre 1212, d. h. fünfzehn Jahre nach der von der seligsten Jungfrau bezüglich der Uebersiedlung der Karmeliten nach England ihm gewordenen Offenbarung.

Bis zu dieser Zeit ging Simon von Stock, wie ein anderer Johannes der Täufer, nur von Zeit zu Zeit und je nach dem Drange, den er in sich fühlte, dem benachbarten Volke die Buße zu predigen, aus seiner geliebten Wüste hervor. Er erschien manchmal in der Umgebung von Oxford, um die Unwissenden zu lehren, das Laster durch die Kraft seiner Predigten zu bekämpfen, die einen erleuchtend durch das Licht seiner himmlischen Lehre, die anderen in der Liebe zur Tugend bekräftigend, durch das Beispiel seines Lebens thatkräftig arbeitend an der Bekehrung aller Sünder und die Wege des Herrn bereitend durch die ernstesten Bemühungen seines Eifers. Durch diese apostolischen Arbeiten bereitete die Vorsehung selber unseren Heiligen auf die umfangreiche Wirksamkeit vor, die kurze Zeit darauf unter der Regierung des Königs Johann das englische Schisma seinem Eifer aufdrängte.

(Fortsetzung folgt).

Ein Bild ist mir in's Herz gegraben, ein Bild so schön und wundermild. Ein Sinnbild aller guten Gaben, es ist der Gottesmutter Bild! In guten wie in bösen Tagen will ich dies Bild im Herzen tragen! — O möchten diese Worte eines schönen Liebes in unserm Leben zur Wahrheit werden, und das Bild der allerseeligsten Jungfrau Maria das Sinnbild unsrer Liebe und das Vorbild unsres Wandels sein, um in guten und in bösen Tagen, in Freude wie in Schmerz zu Ihr rufen zu können, wie wir sie heute begrüßen: Maria, mein Bild!

Im Jahre 1212 besiegte Alphons IX., mit dem Beinamen der Ubelige, der bis dahin in seinem Wappen nur Thürme von Kastilien und den Löwen von Leon trug, die Mohren in einer großen Schlacht. Diesen Sieg schrieb man in Spanien dem Schutze der heiligen Jungfrau zu. Schon flohen die Spanier, der Halbmond hatte die Oberhand — da wird die Fahne mit dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes entfaltet und der Tag gehört den Christen. Du warst meine Waffe, o

Maria, rief der siegreiche Held, darum gehöre auch Dir mein ganzer Dank!

Von Ewigkeit zu Ewigkeit erzählen die Himmel die Herrlichkeit Gottes und schauen seine Engel aus dem Abgrunde seiner Klarheit als ewige Sonnen emporquellen die Gedanken seiner unermesslichen Weisheit und Liebe, und sehen sie verwirklicht werden in Wundern seiner Allmacht sonder Schranke und sonder Zahl.

Alle, die je gestorben sind und niemals sterben werden, sie sterben, Heilige und Heiligste nicht ausgenommen, wenn auch entzündigt, dennoch unter dem Gesetze der Sünde; auch der Herr am Kreuze starb also, wenn auch er, nicht wie wir, aus Nothwendigkeit, sondern nur nach freier, barmherziger Wahl. Nur als Maria stirbt, stirbt zum ersten und zum einzigen Male ein Kind dieser Erde den Tod ganz frei von jeglichem Gesetze der Sünde, einen Tod mithin nicht aus Noth des Sterbens, sondern als Gebot der Liebe. Denn sterben kann Maria, sterben will Maria, nur nicht muß Maria sterben.

Friedrich, der Waisenknabe.

Einmal spät Abends, da die Vögelein schon die Köpfechen unter die Flügel steckten und das Aveläuten im Nachbardorfe verklungen war, saß noch ein zwölfjähriger Knabe auf einem Grabe im Kirchhofe. Ein Kranz von Feldblumen hing an dem schlichten, hölzernen Kreuz, und ein ebensolcher Strauch lag dabei, die armen Gaben eines liebenden Kinderherzens, das nichts Besseres zu bieten hatte.

Friedrich war noch ein ganz kleiner Junge, als er seinen Vater verlor und nun hatte ihm der liebe Gott vor kurzen Wochen auch noch die Mutter fortgeholt ins bessere Jenseits; der bauernswerthe Knabe blieb somit allein zurück, ohne Schutz und Trost, ohne Geld und Hilfe. Das kleine Häuschen war verkauft, das letzte Geld zum Nöthigsten verbraucht worden, und Friedrich hatte demnach keine Heimath mehr. So mußte er sein Bündel schnüren und morgen in die nächste Ortschaft wandern, wo sich ein Bauer seiner anzunehmen versprochen hatte.

Ach, wie ward ihm das Scheiden so hart! Hier im Dorfe hatte er unter den Augen seiner Mutter seine frohe Kindheit verlebt, mit lustigen Kameraden auf dem Gemeideang'r 'Solbaten' gespielt und im Winter Schneemänner aufgestellt und Schleifbahnen zurecht gemacht. Der Weg zur Schule schien ihm niemals zu beschwerlich, und wie stolz war Friedrich, wenn er gute Zeugnisse heimbrachte und die Mutter ihn belobte. Und jetzt! — Ach, er konnte gar nicht mehr weiter denken, so furchtbar schwer war sein Herz, und in heiße Thränen ausbrechend, vergrub er sein Gesicht in beide Hände.

„Warum, ach warum bin ich eine so arme verlassene Waise!“ rief er schluchzend, „ach, warum hat mir denn der liebe Gott das angethan?“

„Weil es zu Deinem Besten sein wird, mein Sohn!“ sprach eine sanfte Stimme neben dem Grabe.

Friedrich sprang erschrocken auf. Der Pfarrer des Ortes war unbemerkt zu ihm herangetreten und hatte den lauten, trostlosen Schmerzensruf des armen Kindes vernommen.

„Glaubst Du nicht mein lieber Sohn,“ fuhr der greise Priester fort, „daß Alles, was Gott thut, wohlgethan ist?“

„O — ich möchte es ja glauben,“ entgegnete Friedrich, „aber,“ ein neuer Schmerzensausbruch erstickte seine Worte.

„Wohl hast Du Recht, ein Kind erkennt es es niemals dankbar genug, wie so glücklich es ist, wenn es gute Eltern hat, die es mit aller Liebe ernähren und erziehen, Eltern die es alles Gute und Nützliche lernen lassen und Freud und Leid mit ihm theilen, aber laß Dich noch eins fragen: Betest Du fleißig das Ave Maria?“

„Meine Mutter hat es jeden Tag mit mir gebetet,“ antwortete Friedrich.

„So fahre damit fort, als ob sie noch bei Dir wäre,“ sagte der Pfarrer, „und thue Alles in dem Gedanken, daß sie Dich beobachtet und jeden Deiner Schritte kennt. Die gute Mutter ist bei Gott im Himmel, so hoffen wir, und wacht und betet und sorgt für Dich. Nun hast Du aber neben ihr noch eine zweite Mutter, Maria nämlich, die der liebe Jesus am Kreuz allen Menschen zur Mutter gab. Schenk ihr Dein Herz, Deine Liebe, und sie wird Dich mit ihrem Segen beglücken. „Sohn, sieh' da deine Mutter!“ diese Worte sollst Du nie vergessen, und Du wirst wohl dabei fahren.“

Der greise Priester hatte mit Wärme gesprochen, sein Auge leuchtete, auf seinen Zügen war eine Milde ausgegossen, die ihn im bleichen Schimmer des Mondlichtes wie verklärt erscheinen ließ.

Staunend schaute der Knabe zu ihm auf; die schönen Worte hatten großen Trost in sein Herz gebracht. Mit dankbarer Nührung küßte er die väterliche Hand des Pfarrers und schritt an seiner Seite noch ein letztes Mal nach dem Dorfe zurück. Ehe er sich aber zur Ruhe niederlegte, empfahl er sich und sein ganzes zukünftiges Leben recht kindlich dem mächtigen Schutze der hl. Mutter Maria. Auf ihre Hilfe und auf den Segen seiner verstorbenen

Eltern wollte er fest und unerschütterlich bauen; und er that es auch nicht vergebens. Bald war es ihm gelungen, die Zufriedenheit seines neuen Herrn zu erringen, und dieser gewann den pflichtgetreuen Knaben mit jedem Tage lieber. Da er selbst keine Kinder noch sonstige Erben hatte, nahm er Friedrich später an Sohnes statt an und übergab ihm den Hof und den größten Theil seines Vermögens.

Friedrich wurde hierdurch einer der wohl-

habensten aber auch geachtetsten Grundbesitzer der Umgegend und erzählte später gerne seiner braven Hausfrau und der blühenden Kinderschaar, wie er damals am letzten Abend in der Heimath am Grabe seiner Mutter so bitterlich geweint, wie der gütige Pfarrer ihn väterlich getröstet und ihn angewiesen hatte, stets dem lieben Gott und der Himmelsmutter Maria zu vertrauen und welch reicher Segen ihm hieraus erwachsen war.



Die erste Sorge der Eltern.

Es war in der Weihnachtswoche des Jahres 18 . . . , so erzählt ein Seelsoger, als mich der Jammer und das Wehklagen vor meiner Hausthüre um halb zwölf Uhr Nachts aus dem Schlummer weckte; zugleich hörte ich heftiges Klopfen an der Thüre meines Hauses. Ich öffnete das Fenster; da rief eine Stimme unten: „Ach kommen Sie, mein Vater stirbt!“ — Darauf folgte als weitere Klage und Bitte heftiges Weinen. Ich eilte, eilte nach allen Kräften, ging meiner Pflicht gemäß als Priester mit, und gelangte in das nahe gelegene Haus, wo mich der Führer hinwies. Aber, mein Gott! was sah ich da? Schon in einiger Entfernung vernahm ich den Jammerchor vieler Stimmen. Als ich eben in's Zimmer trat, da war es, als hätte der gepreßte Schmerz zum ersten Male Luft gefunden. Lautes Geschrei und Wehklagen von allen Seiten. „Soeben,“ rief die Mutter händeringend, „soeben ist der Vater gestorben. Wehe mir! acht unerzogene Kinder, von denen das Kleinste noch kein Jahr zurückgelegt hat, — und kein Vater mehr!“ Ich sah um mich, und alle Wände des geräumigen Zimmers waren voll von Betten, aus allen ertönte neues Geschrei und Wehklagen der Kleinen. „D, wie hat Euch Gott heimgesucht!“ sagte ich aus vollem Herzen. „Menschlicher Rath, menschliche Hülfe ist nicht hinreichend für Eure Noth. Doch Gott ist der Vater! Er wird Eure Kinder und Euch nicht vergessen; seine Kinder sind sie ja noch mehr, als die Eurigen.“ Unter vielem Weinen hörte sie mich an; doch alsbald unterbrach

sie mich, als hätte ich ihre größte Wunde noch nicht gefunden: „Der Vater ist todt; und er war so gut für die Kinder! Er ernährte, belehrte, erzog sie christlich strenge; wie schön war sein Beispiel. Alle Sonntag ging er mit dem größten Eifer in die Predigt; geistliche Lesung war seine Erholung; wer wird jetzt meine Kinder erziehen in dieser harten Zeit? Mich, die schwache Mutter, fürchten sie zu wenig. Wer wird sie erziehen?“ Heftiges Weinen erstickte ihre Stimme. Erstaunt über diese unerwartete Klage in dieser Stunde fühlte ich so ganz ihren Schmerz, und schwieg eine Weile, den Blick zum Allerbarmer mit tiefen Seufzen gewendet. Da erhob ein Mann im Zimmer die Stimme, den ich vorher kaum beachtete und sprach: „Weib, Euren Kindern will ich Vater sein, wollen sie nicht gehorchen, so werde ich die Strenge des Vaters und seine Liebe nach Kräften zu ersetzen suchen.“ Es war dies der Vetter und Gevatter des Hauses. „D, thut das!“ rief die Wittve; „seid Ihr Vater, mein lieber Vetter, um helfet sie mir erziehen!“ Und sichtbar war ihr Schmerz gelindert, die Klage leiser geworden, und nach wenigen Worten des Trostes und der Beruhigung und nach dem Gebete für den Verstorbenen, konnte ich diese Stätte beruhigt verlassen. D, daß diese Sorge bei allen Eltern die erste, größte und einzige in Rücksicht ihrer Angehörigen wäre.

Die reuigen Sünder sind die Lieblingskinder der schmerzhaften Mutter Gottes.

P i u s VI.

Am 29. August sind es hundert Jahre, daß ein Papst seine Augen im Tode schloß, der mit seinem großen Vorgänger, dem hl. Gregor VII. ausrufen konnte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Bosheit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung!“ Nie in der Geschichte der civilisirten Welt wurde die höchste Würde auf Erden so in den Staub heruntergezerrt, und mit Füßen getreten, als damals, wo die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ihre Triumphe feierte, wo die Horden der französischen Revolution Papst Pius VI., den wehrlosen, achtzigjährigen Greis von seinem Throne rissen, den langen und beschwerlichen Weg nach Frankreich schleppten und ihn hier von allen verlassen sterben ließen.

Johann Angelo Braschi, der spätere Papst, war am 27. September 1717 zu Geseña, bei Forli, im Kirchenstaate geboren. Die Familie war alt und adelig und, obschon wenig begütert, ließen die Eltern ihrem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen. Der Cardinal Ruffo stellte ihn Benedict XIV. vor, der ihn mit Wohlwollen empfing und als seinen Schüler betrachtete; er gab ihm ein Kanonikat bei St. Peter und erhob ihn hierdurch zum Prälaten. Clemens XIII. ernannte ihn zum Schatzmeister der apostolischen Kammer, welches wichtige Amt er von 1766—1773 inne hatte. Im letzteren Jahre wurde er, da er sich durch seine Frömmigkeit und Bescheidenheit allenthalben beliebt gemacht hatte, von Clemens XIV. zum Cardinal ernannt.

Nach einem dornenvollen Pontificate von kaum fünf Jahren starb dieser Papst am 22. September 1774 und nach einem langen, durch die Umtriebe der Höfe verzögerten Conclave, einigten sich am 15. Februar 1775 die Stimmen der Wähler auf den Cardinal Braschi. Sobald er hörte, daß der hl. Geist, der allzeit die Kirche Jesu lenkt, ihn zu seinem sichtbaren Stellvertreter erwählt habe, fiel er auf die Kniee und sprach ein so rührendes Gebet, daß alle Anwesenden in Thränen ausbrachen.

Hatte er sich schon als Cardinal innig fromm, liebenswürdig, arbeitsam, mäßig gezeigt, so war das in noch weit größerem Maße der Fall, als er unter dem Namen Pius VI. den Stuhl Petri bestiegen hatte. Alle Arbeiten, die er zum Besten der Kirche und seiner Staaten unternahm, athmen seine Großherzigkeit und seinen Seelenadel. Von den Werken, die er im Kirchenstaate vollbrachte, wollen wir nur einige erwähnen: so würden die Hafnarbeiten in Ancona und der Leuchthurm, den er daselbst erbauen ließ, allein genügen, ihm einen Triumphbogen neben demjenigen Trajans zu verdienen; die herrliche Sakristei, die er an die vatikanische Basilika anbaute; das neue Portal des Quirinal-Palastes, den bekanntlich in neuerer Zeit die italienischen Freimaurer gestohlen haben und den jetzt der König von Sardinien bewohnt; das pio-clementinische Museum, wozu er seinem Vorgänger den Anstoß gegeben hatte und das er jetzt herrlich vollendete. Aber dies alles tritt in den Schatten vor einem Unternehmen, das allein ihm den größten Ruhm einbringen würde: die Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Schon während der römischen Republik und unter den Kaisern, dann auch später, waren von verschiedenen Päpsten, wiederholte, aber vergebliche Versuche gemacht worden, diese arme Gegend, wo die Bewohner bald den fieberisch-würgenden Dünsten, die den weiten Moräften entsteigen, zum Opfer fallen und die der Reisende nur mit der äußersten Vorsicht durchziehen kann, der Kultur zugänglich zu machen. Pius VI. wollte hier vollenden, was seine Vorgänger begonnen; jährlich besuchte er die Gegend, um die Arbeiten zu übersehen und die Werkleute anzufeuern. Dem Papste ist ungerechter Weise vorgeworfen worden, durch dieses Projekt die Gelder der Staatskasse verschwendet zu haben. Die Fonds wurden größtentheils durch freiwillige Unterschriften gesammelt; 12,000 Morgen der Kultur zurückgegebenen Landes wurden verkauft. Die appische Straße, jenes Kunstwerk römischen Straßenbaus, wurde vieler nutzlosen

Zierden beraubt, die dieselbe überbürdeten und nur das Stagniren des Wassers beförderten. Diese Straße ist heutzutage ein gerader, geschlossener Weg, der nach Terracina führt und auf welchem man ohne Umweg die direkte Straße nach Neapel erreichen kann. Außerdem wurde ein breiter Kanal gegraben, der das Abfließen des Wassers zum See Fogliano erleichtern sollte. Eine ganze Stadt, wozu die Pläne schon vorlagen und genehmigt waren, sollte auf dem gewonnenen Terrain erbaut werden und das großartige Werk krönen; doch diesem bereiteten die nachfolgenden Unruhen und besonders die französische Revolution ein unübersehbares Hinderniß.

Bei diesen mehr weltlichen Arbeiten, vernachlässigte Pius VI. keineswegs diejenigen Werke, welche dem geistigen Wohle seiner Unterthanen dienen sollten. In verschiedenen Städten des Kirchenstaates gründete er Zufluchts Häuser für arme, junge Mädchen; den christlichen Schulbrüdern erbaute er in Rom ein großes Hospiz und übergab ihnen die Erziehung der Kinder des Volkes. Auch darf die Geschichte nicht den Pomp und die Feierlichkeit vergessen, womit dieser Papst die kirchlichen Ceremonien umgab. Sein Vorgänger hatte dieselben ziemlich vernachlässigt, sodaß das Volk schon gemurrt hatte. Uebrigens konnte keiner besser als Pius VI. mit solcher Würde und solchem Glanze die hohenpriesterlichen Funktionen des erhabensten Amtes der Christenheit erfüllen. Noch im höchsten Alter war er einer der schönsten Menschen seiner Zeit; eine edle und durchgeistigte Physiognomie, ein hoher Wuchs und eine diesem, im schönsten Ebenmasse angepaßte Körperfülle gaben seinen Bewegungen und Handlungen eine Anmuth und Majestät, die sogleich sowohl Zuneigung als Ehrfurcht hervorrief. Oft konnte man das Volk ausrufen hören: „Oh! wie schön er ist! wie schön! — Er ist so schön wie heilig!“ Sogar Andersgläubige wurden so ergriffen, wenn sie ihn die heiligen Handlungen vornehmen sahen, daß sie kaum Worte finden konnten, ihrem Enthusiasmus Luft zu machen.

Täglich feierte Pius VI. das hl. Messopfer und dann schien er wie versunken in der gött-

lichen Majestät. Danach stieg er hinab zum Grabe der Apostelfürsten und hier, verloren unter der Menge, die von den Enden der Welt hier zu beten kamen, zeichnete er sich nur aus durch seine Sammlung, seine Inbrunst und Demuth. Während des Nachmittags ließ er sich zu jenen Kirchen Roms fahren, wo das allerheiligste Sakrament ausgesetzt war und, erst nachdem er dort längere Zeit in Andacht verweilt, kehrte er zurück, seine gewöhnlichen Beschäftigungen aufzunehmen.

Wir sehen, daß Pius VI. in der ersten ruhigen Zeit seines Pontifikates sehr viel für den Kirchenstaat that; aber nicht minder arbeitete er für das Wohl der ganzen Kirche. Clemens XIV. war in seinen Zugeständnissen an die katholisch-liberalen Höfe so weit gegangen als er eben konnte. Von allen Seiten gedrängt, hatte er durch ein Breve vom 21. Juli 1773 die Gesellschaft Jesu aufgehoben. Die Liberalen wußten nämlich auch damals, daß die Jesuiten ihren geistigen und politischen Umsturzideen am meisten im Wege sind. Darum sind diese Ordensmänner, die ihre Schliche und Tüden furchtlos aufdecken, jenen Wölfen im Schafspelze so verhaßt und kein Mittel ist ihnen zu schlecht und gemein, daß sie es gegen die Jesuiten nicht anwenden. Wegen dieser abgepreßten Unterdrückung des hochverdienten Ordens, die er als das geringere Uebel auffaßte, sowie wegen der fortwährenden neuen Kränkungen, die er erfuhr, wurde der Papst schwermüthig und tiefjünnig und schon im folgenden Jahre starb er. Bei der Aufhebung des Ordens verfuhr man roh und schonungslos mit den Mitgliedern und mehrere, darunter der General Ricci, wurden sogar in den Kerker geworfen, obschon er sich nebst fast allen demüthig unterworfen hatte. Der neue Papst war fester in seinen Grundsätzen und mißbilligte das gegen die Gesellschaft Jesu eingehaltene Verfahren; er sah darin das „Mysterium der Gottlosigkeit“; die Werkzeuge der Verfolgung fielen bei ihm in Ungnade und viele Ex-Jesuiten wurden seine besonderen Rathgeber. Der General Ricci wurde freigesprochen, aber leider traf ihn diese Nachricht nicht mehr am Leben.

In Portugal war der König Joseph Emma-

nuel gestorben; seine Tochter Maria I. folgte ihm und entließ den Minister Bombal, der die Verfolgung der Jesuiten in Scene gesetzt hatte und jetzt wurden seine Schlachtopfer durch Revision der Prozesse gerechtfertigt. Jedoch die andern Höfe fuhrn fort, dem hl. Vater alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen. Die Vorgänge in Deutschland erschreckten den Papst sogar so, daß er, trotz vieler Abmahnungen, sich zu einer Reise an den Kaiserhof nach Wien entschloß, eine Reise, wie seit vielen Jahrhunderten sie kein Papst mehr gemacht hatte. Um den Zweck dieser Reise besser zu verstehen, müssen wir einige Jahrzehnte in der Geschichte der Zeit zurückgreifen.

Unter dem Pseudonym Justinus Febronius hatte der Weihbischof von Trier, Joh. Nikolaus von Hontheim, im Jahre 1763, eine Schrift erscheinen lassen, worin er, unter dem Vorgeben, die Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken zu erleichtern, die päpstliche Gewalt zu beschränken suchte. Er behauptete, jeder Bischof habe in seinem Sprengel unumschränktes Recht und der Papst nur so viel als zur Erhaltung der kirchlichen Einheit nothwendig sei; die Gesamtheit der Bischöfe stehe über dem Papste; dieser müsse gezwungen werden, auch mit Zuhilfenahme des weltlichen Armes, seinem angemessnen Rechte zu entsagen. Schon bald darauf verurtheilte Clemens XIII. dieses Machwerk, nachdem schon eine Anzahl Theologen dagegen geschrieben hatten. Auch die meisten deutschen Bischöfe censurirten das Buch, und, auf Drängen Pius VI., mahnte der Trierer Erzbischof seinen Suffragan, das gegebene Vergerniß wieder gut zu machen, was dieser endlich nach langem Widerstreben that, indem er eine ausführliche Retraction nach Rom sandte.

Hontheims Ideen gefielen den meisten Fürsten; man fand sie sehr zeitgemäß und suchte sie sofort ins Leben einzuführen, zumal in Oesterreich, wo man jedoch, solange Maria Theresia lebte (gest. 1780) noch langsam verfuhr. Aber schon zu Lebzeiten seiner Mutter, hatte Joseph II., der seit 1765 Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation war, das Signal zu religiösen Neuerungen gegeben. Mancherorts

wurden die Lehrstühle der Theologie mit Professoren, die dem Febronianismus und Jansenismus zugethan waren, besetzt und den Bischöfen das Recht genommen, ihre Seminarien zu leiten und die dort lehrenden Theologen zu wählen. Seit Joseph Alleinherrscher geworden, wurde es noch weit schlimmer. Wie immer und überall waren es die Ordensleute, die man angriff; man verbot ihnen, auswärtigen Obern zu gehorchen, hob an 700 Klöster auf und sackte ihre Einkünfte ein. Dem Clerus wurde verboten, sich um Dispensen nach Rom zu wenden; das kaiserliche Placet mußte für alle von Rom kommenden Bullen und sonstige Schreiben nachgesucht werden. Damit nicht zufrieden, wollte der kaiserliche Reformator sogar die kleinsten Sachen des Gottesdienstes regeln. Die Wallfahrten, die Processionen, die Bruderschaften, die Festtage wurden von Staatswegen beschränkt; der Kaiser regelte die Ceremonien, die Zahl der Messen, schrieb vor, wie die Andachten zu halten und sogar wieviele Kerzen am Altare anzuzünden seien, sodaß Friedrich II. von Preußen ihn seinen Bruder, den Küster, zu nennen pflegte.

Man behauptet, daß der Kaiser gar keine Opposition für sein unbefugtes Treiben, besonders von Seiten der Geistlichkeit fand. Allein diese Anschuldigung ist grundlos; mehrere Bischöfe sprachen sich gegen die von der Regierung angestellten Professoren aus, da sie jansenistische und staatskirchliche Ideen verbreiteten. Der Kaiser aber sprach letztere frei und gab ihnen sogar Rektorstellen in Seminarien, wogegen er ihren Anklägern sogar das Predigen verbot und die Bischöfe mit einer scharfen Rüge abfertigte. Auch Cardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, der dem Kaiser wiederholte Vorstellungen machte, wurde streng gerügt und man ging so weit, den verdienten Mann in einem Schreiben mit Namen, wie „Aufwiegler, Verfolger, Waschlappen“ zu belegen. Der Erzbischof von Olmütz hatte einen Pfarrer, wegen seiner Neuerungen, suspendirt; Joseph II., an den letzterer appellirte, bestätigte zwar das Urtheil des Erzbischofs, tadelte diesen jedoch, als ob er untauglichen und einseitigen Rathgebern folge; den Anklägern des

Pfarrers über befohl er, diesem eine jährliche Pension von 400 Gulden zu zahlen, bis er wieder in seine Stelle eingesetzt sei. Desgleichen kamen Mahnungen von den Bischöfen Ungarns und den Niederlanden; aber für sie hatte der Kaiser nur ein taubes Ohr, er hörte allein auf seine unkirchlichen Rathgeber und besonders stand der Freimaurer Kaunitz, den er zum ersten Minister gemacht hatte, hoch in seiner Gunst.

Der päpstliche Nuntius sekundirte die Bemühungen der Bischöfe Deutschlands und auch Pius VI. schrieb wiederholt an den schlechtberathenen Kaiser, um ihn zur Mäßigung zu mahnen. Doch als alles nichts fruchtete, entschloß sich der Papst zu einer Reise nach Wien, da er sich aus einer Unierrebung mit dem Kaiser einen größeren Erfolg versprach. Am 17. Februar 1782, reiste der hl. Vater von Rom ab. Die Reise war ein wahrer Triumphzug; den ganzen Weg entlang kamen von allen Seiten ungeheure Menschenmassen, um den Papst zu sehen, ihm zu huldigen und seinen Segen zu erbitten. Joseph II. ging ihm mit seinem Bruder Maximilian entgegen und führte ihn am 22. März in Wien ein, wo er im kaiserlichen Palaste wohnte. Wien hatte noch nie einen solchen Zulauf von Volk gesehen; Protestanten wie Katholiken kamen von allen Orten des Reiches herbei; zwanzig- bis dreißigtausend drängten sich in den Straßen zum Palaste und warteten geduldig, um des hl. Vaters Segen zu erhalten, der sich öfter im Tage sehen lassen mußte und jedesmal von der Menge mit enthusiastischen Hochrufen empfangen wurde. Kaum hatte ein Haufen den Segen erhalten, so wälzten sich neue Massen zum Palaste, die desselben Glückes zu Theil werden wollten. Die Wiener fürchteten schon, daß die Lebensmittel nicht reichen würden. Ein Bauer war mehr als zwanzig Stunden hierher gekommen, um den Papst zu sehen. Sogleich ging er, sich in einem Saale, in der Nähe der Gemächer Sr. Heiligkeit aufzustellen. „Was macht ihr hier?“ fragte ihn die Wache. „Ich will den Papst sehen.“

„Hier werdet ihr ihn nicht sehen; geht hinaus!“

„Nichts da! ich werde warten, bis er kommt.“

Ich habe es nicht eilig; laßt mich in Ruhe und thut, was ihr zu thun habt!“ Und ruhig setzt er sich hin und zieht ein Stück Brod hervor, das er gleichmüthig verzehrt. Schon hatte er mehrere Stunden gewartet als der Kaiser, den man von seiner Beharrlichkeit benachrichtigt hatte, ihn selbst beim Papste einführte, der ihn sehr freundlich empfing, ihm die Hand zum Kusse und seinen Segen gab und ihn zuletzt mit Medaillen, die er von Rom mitgebracht hatte, beschenkte.

Der Kaiser zeigte sich minder gut als sein Volk; er war wohl freundlich und zuvorkommend, aber er gab fast nichts nach in seiner Manie, in die Kirche hineinzuregieren. Sein Minister Kaunitz jedoch vergaß sogar alle Regeln des Anstandes. Da er dem Papste keinen Besuch abstattete, so begab Pius sich zu ihm. Er empfing den hl. Vater im Morgenanzug, mit anstößiger Familiarität, die soweit ging, daß er nach der ersten Begrüßung wieder den Hut aufsetzte. Natürlich führten die Unterhandlungen mit diesem Menschen noch viel weniger zum Ziele, als die mit dem Kaiser, von dem der Papst nur das Versprechen erlangte, nichts gegen die Dogmen der Kirche vorzunehmen. Bei der Abreise begleitete Josef II. seinen hohen Gast bis nach dem Kloster Mariabrunn, das er ein paar Stunden nach dem Weggange des Papstes aufhob, um gewissermaßen der Welt zu zeigen, wie wenig der hl. Vater ihn umgestimmt habe.

Am 22. April hatte Pius VI. Wien verlassen und am 13. Juni war er wieder in Rom. Der Zulauf und die Ergebenheit des Volkes war so wie auf der Herreise. In München empfing ihn der neue Kurfürst, Karl Theodor, mit kindlicher Liebe. Etwas außergewöhnliches ereignete sich in Augsburg; hier besuchte der Papst die Bibliothek, wo ihm der Bibliothekar, Andreas Mertens, ein Lutheraner, auf den Knien liegend, eine Ansprache hielt. Dreimal pries er sich glücklich, das Antlitz des Papstes zu sehen und seine Füße zu küssen; er nannte ihn die Wonne des Menschengeschlechtes, den heiligen Vater, das Haupt der christlichen Religion, der dazu geboren ist, alle Uebel von den Sterblichen abzuwenden.

Von diesem Lutheraner hätten die Wiener Hoftheologen lernen können. Einer derselben, Namens Cybel, hatte, als der hl. Vater sich in Wien aufhielt, eine Schmähschrift „Was ist der Papst?“ gegen diesen erscheinen lassen. Wieder war es ein Protestant, der berühmte Joh. von Müller, der den schlechten Katholiken widerlegte.

Eine Folge des Josophinismus war der Nuntiatursstreit, wo die vier deutschen Erzbischöfe von Salzburg, Köln, Mainz und Trier die Machtbefugnisse des apostolischen Nuntius schmälern wollten, der dann in dem berüchtigten Emser Congreß gipfelte; was alles nicht wenig beitrug, die Sorge und den Kummer des greisen Pontifex zu vermehren. Am 20. Februar 1790 starb Joseph II., nachdem er seine Mißwirthschaft, wenigstens theilweise, aber zu spät, eingesehen hatte. Diese hatte ihm unter anderm eine seiner reichsten Provinzen, die Niederlande, gekostet, welche sich im Jahre 1787 vom Reiche los sagten.

Sein zweiter Nachfolger wurde von dem kaiserlichen Thronräuber sogar gezwungen, auf die Kaiserkrone Deutschlands zu verzichten und sich mit seinen Ländern in Oesterreich zu begnügen.

Spiegelte Joseph II. den Kaiser, dann war sein Bruder, Großherzog Leopold von Toskana, der Vice-Kaiser. Dieser folgte dem Kaiser blindlings in seinen Neuerungen. Sein Haupt-Rathgeber war Scipio Ricci, Bischof von Pistoja und Prato, der in Italien die jansenistischen Streitigkeiten einzuführen trachtete, die besonders in Frankreich schon so vielen Staub aufgewirbelt hatten. Auf seinen Rath beschiede der Fürst das Land mit langen Circularen, worin er den Bischöfen die Catechismen und andere Bücher anpries, die sie unter das Volk bringen sollten; er schaffte die Bruderschaften ab, beschränkte die Processionen und entnahm den Ceremonien ihren Glanz und ihre Majestät. Ricci nahm die französischen Jansenisten ganz zum Muster; er änderte den Ritus, die Disciplin, den Unterricht; er schrieb gegen die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu und den Ablass; und ohne sich um die Klagen des Volkes zu kümmern, entblöpte er den Kult

seiner Pracht, die Kirche ihrer Rechte und die Religion der Ehrfurcht der Gläubigen. Vergeblich schrieb Pius VI. diesem Bischof, um ihn zurückzubringen. Im September 1786 hielt Ricci seine berüchtigte Pseudosynode zu Pistoja, wozu er von überall her Priester kommen ließ, die ihm günstig gestimmt waren. Pius verurtheilte deren Beschlüsse durch die Bulle „Auctorem fidei“ im Jahre 1794. Nach dem von Ricci entworfenen Plane, berief 1787 Leopold siebenzehn Bischöfe Toskanas zur Vorbereitung für ein Nationalconcil nach Florenz, wo ihnen die Beschlüsse von Pistoja zur Annahme vorgelegt wurden; alle bis auf drei widerstanden jedoch standhaft diesem Ansinne.

Erbittert über den Krieg, welchen er gegen die, von den Vorfahren ererbten Andachten führte, erhob sich im Mai desselben Jahres das Volk von Prato gegen den Bischof, zog in Haufen in die Kirche und verbrannte seinen Thron und sein Wappen; darauf drangen sie in den bischöflichen Palaß und das Seminar und zerstörten die Bücher und Schriften, die sie für schlecht hielten. Die Häufelührer wurden bestraft und der Großherzog fuhr fort, sich des Rathes jenes unkirchlichen Bischofes zu bedienen und allenthalben sogenannte Reformen einzuführen, bis Leopold, nach dem Tode seines Bruders, den Kaiserthron bestieg. Jetzt ließ er Ricci fallen, der sich bald gezwungen sah, seine Entlassung einzureichen, wodurch der Friede in Toskana wieder hergestellt wurde. Der Bulle „Auctorem fidei“ unterwarf sich Ricci erst nach Jahren, hielt aber auch dann noch seine jansenistischen Hintergedanken bei. Ueberhaupt waren die italienischen Jansenisten fanatischer als sonstwo und trübten schon allein das Pontifikat Pius VI. in hohem Grade.

Etwas was speciell die Katholiken der Ver. Staaten interessirt, ereignete sich unter diesem Papste: die Ernennung des ersten Bischofes dieses Landes. Am 4. Juli 1776 war die Unabhängigkeit Amerikas von England proclamirt worden und am 28. Januar 1783 milderte die Constituition das Loos der Katholiken, das in Kolonialzeiten ein sehr bedrücktes gewesen war, wo sie nur in dem von Lord Balti-

more gegründeten Maryland gebildet waren. Ein apostolischer Vikar, der immer ein Engländer sein mußte, hatte bis jetzt für die geistlichen Bedürfnisse der zerstreut lebenden Katholiken gesorgt. Zur Zeit war der, wegen seiner Tugenden hochgeachtete Jesuit, Dr. Johann Carroll, in diesem Amte. Als jetzt die Verhältnisse anders wurden, wandten die Missionäre sich an Pius VI., um von ihm die Errichtung eines Bisthums zu erbitten. Der hl. Vater beauftragte ein Comité von Cardinälen der Propaganda, die Sache zu untersuchen und am 12. Juli 1789 erließ Pius VI. ein Dekret, das den in den Vereinigten Staaten wirkenden Priestern befahl, sich zu versammeln und zu berathen, welches die für den Bischofsstiz geeignete Stadt sei und wen sie als den ehrwürdigsten für dieses Amt erachteten; dieses Privilegium wurde ihnen aber nur als eine nicht zu wiederholende Günst ertheilt. Die Missionäre thaten nach diesem Befehle und kamen darin überein, Baltimore als Bischofsstadt vorzuschlagen. Als man dann zur Bischofswahl schritt, fielen 24 Stimmen von 26 auf den Dr. Carroll. Der hl. Stuhl hieß diese Wünsche gut und am 6. November 1789 errichtete er Baltimore zum Bischofsstiz für alle Vereinigten Staaten Nord-Amerikas; Dr. Johann Carroll wurde zum ersten Bischof ernannt und am 15. August 1790 in England consecrirt.

Seit die orientalische Kirche sich von der römischen getrennt hatte, waren die Päpste stets unermüdet thätig gewesen, die Schismatiker wieder zu vereinen. Auch hatte unser Papst den Trost, viele Restorianer, Jakobiten und Armenier zur katholischen Einheit zurückkehren zu sehen. Um die Rückkehr zu erleichtern, erlaubten ihnen die Päpste, ihre verschiedenen, durch das Alter geheiligten Riten beizubehalten und besonders war es Pius VI., der 1783 gegen übereifrige, lateinische Missionäre einschritt, die den armenischen Ritus mißachteten und dadurch manche Streitigkeiten erregten. Um diese Zeit fand das Christenthum auch Eingang in Korea und zwar unter einzigen Umständen. Ein junger Koreaner nämlich, Namens Li, der sich mit seinem Vater in Peking, der Hauptstadt Chinas, befand, ließ sich von dortigen

Missionären in der christlichen Wahrheit unterrichten. In sein Vaterland zurückgekehrt, predigte er hier den Glauben und hatte die Freude, in fünf Jahren 4000 Christen in der Hauptstadt nebst Umgebung zu zählen. Jedoch kein Priester konnte in dieses, gegen Fremde so argwöhnige Land gelangen, besonders seit 1788 eine Verfolgung ausbrach, die mit kurzen Unterbrechungen ein ganzes Jahrhundert lang dauerte und an Grausamkeit und Zahl der Martyrer den Verfolgungen der ersten drei Jahrhunderte kaum nachsteht; erst 1793 konnte ein chinesischer Priester in Korea sozusagen eingeschmuggelt werden. Trotz alledem nahm die Zahl der Gläubigen immer zu und schon im Jahre 1800 zählte man in Korea über 10,000 Christen. Im selben Jahre, als den Koreanern das Licht des Glaubens aufging, erhob sich eine Christenverfolgung in China, der eine Menge Priester und Laien zum Opfer fielen.

Jedoch eine andere, weit schrecklichere Verfolgung erhob sich im alten Europa, in einem christlichen Lande; die französische Revolution, welche erst die ganze, etablierte Ordnung umstürzte, dann zu den größten Gräueln überging und der auch der heiligmäßige Papst zum Opfer fallen sollte. In Frankreich hatten schon die Hugenotten aufrührerische Grundsätze verkreiet; durch den Gallikanismus und den Jansenismus, durch die Modephilosophie und den Unglauben in Wissenschaft und Presse, war das Land dann gänzlich dekatholicirt worden. Den Andersgläubigen, welche die französische Revolution dem Katholicismus vorwerfen wollten, sagt treffend Cardinal Hergenröther: „Das Frankreich, das die Revolution erzeugte, war nicht katholisch; katholisch war nur jenes Frankreich, das ihr Schlachtopfer ward. Hof, Adel, Magistratur hatten von der Religion fast nur das Außere beibehalten, eine äußere Kirchlichkeit ohne lebendige Ueberzeugung; bald fand man die ihres Inhaltes entkleideten Formen lächerlich und suchte sich des lästigen äußern Zwanges zu erwehren, wozu die Lectüre der heidnischen Autoren und der modernen Freidenker die Wege öffnete. Der Unglaube blieb aber kein Vorrecht der höhern Stände, er drang mehr und mehr auch in die niedern

Schichten des Volkes ein, die Grund zu vielen Beschwerden hatten und gierig denjenigen lauschten, die Könige und Priester als Feinde der Menschheit erklärten, den Haß gegen das Bestehende und Alte in allen Gestalten entflammten.“

Es ist hier nicht der Ort, über die Gräuelt thaten der französischen Revolution zu reden und nur in soweit der hl. Vater von ihnen betroffen wurde, wollen wir näher darauf eingehen. Schon im Anfange der Revolution hatten jakobinische Agenten viele junge Leute im Kirchenstaat mit Freiheitsphrasen bethört. Um sich vor ihnen zu schützen, hatten die italienischen Fürsten einen Bund geschlossen; aber, obgleich der Papst keinen Antheil daran genommen, so griffte ihm doch die französische Republik, weil er die Civilconstitution des Clerus verworfen, den Widerstand der Geistlichkeit ermuntert und belobt, die constitutionellen Priester suspendirt, viele Verbannte bei sich aufgenommen, die Hinrichtung Ludwig des XIV. in einer Allocution betrauert, feierlichen Gottesdienst für ihn gehalten, gegen die Wegnahme von Avignon und Venedig protestirt hatte; dazu haßten ihn die Ungläubigen schon als Oberhaupt der Kirche. Vergebens hatte Pius VI. den neuen Kaiser Franz II. um Schutz für die Kirche und den Kirchenstaat angegangen; das Reich war selbst aufs Aeußerste gefährdet, der Papst ohne menschliche Hülfe. Am 13. Januar 1793 war der Secretär der französischen Gesandtschaft, Namens Bassville, vom beleidigten römischen Volke ermordet worden, weil er, trotz des Verbotes der päpstlichen Verwaltung, die Cocarde der französischen Republik anbringen ließ. Diese That forderte eine eclatante Sühne. Im Jahre 1796 hatte General Bonaparte den Papst zu einem Waffenstillstand gezwungen, der als der erste, gegen die Unabhängigkeit des hl. Vaters geführte Schlag angesehen werden kann. Darauf erhob sich das katholische Volk in den Legationen, um die Republikaner aus dem Lande zu verjagen. Die Insurrection wurde jedoch niedergeschlagen; Bonaparte machte 15,000 Gefangene, nahm Mantua und Trient und begann auf Rom zu marschiren..

Am 10. Februar 1797 erschien er in Ancona, wo er sich von dem Wunder des Bildes der Mutter Gottes von San Cyriaco, welches die Augen verdrehte, selbst überzeugte. Der Papst schickte ihm eine Gesandtschaft entgegen, um ihn zu bitten, nicht nach Rom zu kommen, und Frieden mit ihm zu schließen. Die Kapelle in Loreto war rein ausgeplündert und die Schätze nach Paris gesandt worden; aber auch jetzt blieb der hl. Vater, dem man zur Flucht nach Neapel rieth, zur Verwunderung der Welt, noch immer in Rom. Joseph Bonaparte, der Bruder des Generals, wurde zum Gesandten in Rom ernannt, der in seiner Wohnung die Unzufriedenen und Umstürzler versammelte. Oft kam es vor, daß Zöglinge der französischen Akademie die päpstlichen Truppen beleidigten und dann im Palast der Gesandtschaft Schutz suchten. Am 28. Dezember griff ein Haufe solcher Menschen, angeführt von einigen Franzosen, die mit ihren Rufen von Freiheit und Gleichheit das Volk aufwiegelten, eine päpstliche Truppe an und bei dieser Gelegenheit wurde einer der Franzosen, der General Duphot, der eine Schwester der Frau des Gesandten heirathen sollte, von einer Kugel getroffen und auf der Stelle getodtet.

Jetzt zeigte sich die französische Republik aufgebracht, der Gesandte verließ Rom und der General Berthier wurde beauftragt, auf die Stadt Rom zu marschiren, um Gemugthuung zu fordern. Dieser erschien am 10. Februar 1798 auf dem Monte Mario und verlangte die Uebergabe der Stadt, die ihm nicht verweigert werden konnte. Die päpstlichen Truppen wurden entwaffnet, die römische Republik proclamirt und die Scenen von Paris nachgeahmt. Am Eingange der Engelsbrücke ward eine Statue der Freiheitsgöttin errichtet, welche die Tiara mit Füßen trat; die Religion wurde öffentlich verspottet, der edle Papst verhöhnt, bei den Drgien aus den heiligen Gefäßen getrunken; natürlich wurden die „unveräußerlichen Menschenrechte“ als Grundsatz aufgestellt. Wie wenig Antheil jedoch das römische Volk an diesen Gräuelt thaten hatte, sieht man, wenn man bedenkt, daß nur die Hefe daran Theil nahm, ja, als am 15. Februar die Redner noch

sprachen und die Glocken eben zum Angelus lauteten, entblößten die meisten ihre Häupter und beteten den Engel des Herrn. Es war der dreundzwanzigste Jahrestag der Erwählung des Papstes, und die Cardinäle wohnten einem feierlichen Hochamt im Vatikan bei, als auf dem Capitol die Republik proclamirt wurde. Pius VI. hielt eben Siefta, da kam der General Cervoni, um ihm zu bedeuten, daß er nicht mehr weltlicher Herrscher sei. Als der General sich darüber verbreiten wollte, daß man die geistliche Macht des hl. Vaters nicht angreifen wolle, fiel er ihm in die Rede und sagte: „Mein Herr, diese Gewalt ist uns von Gott gegeben und keine irdische Macht kann sie uns rauben!“ Er erklärte, er könne auf die Rechte des hl. Stuhles nicht verzichten, als achtzigjähriger Greis fürchte er nichts mehr auf dieser Welt, er werde ausharren in jeder Drangsal.

Berthier verfuhr dem republikanischen Directorium noch zu rücksichtsvoll, und wurde durch den General Massena ersetzt und alle Bande der Ordnung wurden gelöst; im Vatikan, in den Wohnzimmern des Papstes, ja selbst an seiner Person begann das Plündern; sogar den Fischerring zog man ihm vom Finger und sein Privateigenthum wurde verkauft. Die Republikanisirung Roms war die gemeinste Plünderung, deren sich selbst die französischen Officiere schämten und wogegen sie protestirten, so daß Massena gezwungen wurde, seine Entlassung einzureichen.

Da die große Mehrzahl des Volkes an dem Papste hing, so befürchtete man eine Gegenrevolution und es wurde beschloffen, ihn aus Rom zu entfernen. Mit frecher Ironie sagte man ihm, da er das Reisen liebe und er ja der „Pastor Peregrinus“ der Prophezeiung sei, so wolle man seiner Neigung zuvorkommen. Während bat er, ihn doch in Rom sterben zu lassen. „Sie können überall sterben!“ war die grausame Antwort. Es geschah Pius VI., was der Herr dem hl. Petrus vorhergesagt hatte: „Als du noch jung warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wohin du wolltest (nach Deutschland); wenn du aber alt wirst, wird ein anderer dich gürteln und dich führen, wohin

du nicht willst (nach Toskana und Frankreich).“ Am 20. Februar 1798 um vier Uhr morgens und als draußen ein Sturm wüthete, wurde der Dulbergreis in einen Wagen gesteckt und heimlich aus Rom gebracht; jedoch vor dem Stadthore traf er eine Menge seiner Unterthanen, die ihm muthig Beweise ihrer Liebe und Anhänglichkeit gaben.

Pius VI. wurde zuerst nach Siena geführt; auf dem ganzen Wege war das Volk ihm entgegen gelaufen und Leute jeden Alters und Standes suchten ihm zu huldigen; hatte er eine Herberge verlassen, so kamen alle herzu und bedeckten das Zimmer, worin er gewohnt und das Bett, worin er gelegen, mit Küssen der Ehrfurcht und Andacht. Am ersten Juni desselben Jahres wurde der Papst von Siena nach Florenz gebracht; jedoch der Großherzog von Toskana fürchtete, den Franzosen zu mißfallen und gab ihm keine Unterkunft in seiner Hauptstadt, sondern wies ihm die, eine halbe Stunde vor Florenz gelegene Karthause zum Aufenthalte an. Obgleich Pius an zehn Monate lang hier verweilte, besuchte ihn der Florenzer Erzbischof nur zweimal, ja der Großherzog nur ein einziges Mal. Die Cardinäle waren in Rom verhaftet und in Civitta-Vecchia eingeschifft worden, um nach allen Himmelsgegenden verschickt zu werden; keinem wurde erlaubt, den Papst zu begleiten, oder ihn auch nur zu sehen.

Pius VI. war von allem entblößt worden und lebte von den Almosen, die ihm die Gutherzigkeit der Gläubigen zukommen ließ. Die ersten, die ihn so unterstützten, waren die Erzbischöfe von Sevilla und von Valencia in Spanien, welche dem hl. Vater den größten Theil ihrer Einkünfte zukommen ließen. Auch viele andere Personen, Priester und Laien, eiferten um die Wette, ihm ihr Vermögen zu Füßen zu legen; damit das Geld auch zum Papste gelange und ihm nicht vorher gestohlen würde, gebrauchte man mancherlei List: so erhielt er einmal einen Pack mit sechs tausend Franken, unter der Ueberschrift: „Ein Duzend Hemden.“ Die Republikaner hatten unter Anderm auch die Einkünfte der Propaganda eingezogen und die Mehrzahl der Missionen

war dadurch ihres Einkommens beraubt und in Gefahr, aufgegeben werden zu müssen. Jedoch auch hier half die Milbthätigkeit der Gläubigen; eine Person in Spanien, die unbekannt bleiben wollte, schenkte allein die Summe, welche die Propaganda in einem Jahre für die Missionen und die Collegien ausgab, was dem hl. Vater unaussprechlichen Trost und Freude im Leid verursachte. Der König und die Königin von Sardinien, Karl-Emmanuel und Maria-Clotilde, welche seitdem für ehrwürdig erklärt worden ist, besuchten den Papst in der Karthause, da sie sich von ihren Besitzungen auf dem Festlande zurückzogen.

Beide warfen sich ihm zu Füßen, bedeckten sie mit ihren Thränen und Küssen und baten um den Segen; als nachher der Prior sie einlud, das herrliche Kloster zu besichtigen, antworteten sie, dazu seien sie nicht gekommen, sondern einzig, um dem Papste ihre Huldigung darzubringen; sie hätten weiter keine Wünsche.

Jedoch seit die Franzosen sich an der geheiligten Person des Papstes vergrißen, schien das Kriegsglück von ihnen gewichen zu sein. Mehrere Male wurden sie aus Rom verjagt, in Oberitalien wurden sie von den vereinigten Oesterreichern und Russen unter Suwarow geschlagen. Sie wollten den Papst aber nicht in deren Hände fallen lassen und transportirten ihn nach Parma am 28. März 1799, obgleich er so schwach war, daß man ihn nur mit größter Mühe in den Wagen bringen konnte.

Aber schon am 14. April sollte er, trotzdem er todtkrank war, nach Turin gebracht werden, woselbst er in der Nacht vom 25. April anlangte; er war mehr todt als lebendig und fiel mehrmals in so tiefe Ohnmachten, daß man ihn für todt hielt. Jedoch kaum hatte man ihn zu Bette gelegt, als sich ihm ein Republikaner vorstellte und ihn folgendermaßen anredete: „Bürger Papst, ich fühle mich glücklich, dir die Versicherung der Achtung und Ehrfurcht, welche der General Grouchy, Commandant von Turin, für deine Person hegt, darzubringen. Jedoch ladet er dich durch mich ein, morgen vor Tagesanbruch, fortzuziehen, um dich nach Grenoble zu begeben. So hat es das Direktorium der französischen Republik be-

schlossen.“ Pius VI. war zu krank, um zu antworten, vielleicht um zu hören. Nichtsdestoweniger mußte er in der folgenden Nacht abreisen; unterwegs kam der Befehl, den Papst nicht nach Grenoble, sondern nach Briançon, diesseits der Alpen zu verbringen. Man mußte also wieder den Weg ändern, um über den Mont Cenis nach Frankreich zu gelangen. Wegen des Schnees und Eises konnte man die Wagen nicht mehr gebrauchen und so benützte man Maulthiere. Der Papst wurde auf einem Sessel hinübergetragen und es läßt sich denken, was der franke Greis von der grimmigen Kälte zu leiden hatte. Furcht und Zagen ergriff sein Begleiter, als sie den Boden Frankreich betraten, um so mehr, da das italienische Volk dem hl. Vater überall mit großer Anhänglichkeit entgegen gekommen war. Jedoch diese Furcht war unbegründet; schon in Briançon empfing ihn das Volk mit Ehrerbietung, einige wollten sogar die Kirchenglocken läuten, hätte der constitutionelle Pfarrer ihrem Vorhaben sich nicht widersetzt. Der Commandant der Stadt war wie das Volk, freundlich und ehrerbietig dem Papste gegenüber, allein der republikanische Commissär, ein glaubens- und sittenloser Mensch, that alles, um dieser guten Stimmung entgegen zu arbeiten.

Inzwischen hatte Suwarow Mailand genommen und war schon unterwegs, den Papst zu befreien: jetzt kam der Befehl von Paris, den hohen Gefangenen sogleich nach Grenoble zu transportiren. Pius VI. war zu schwach, um jetzt zu reisen; so wurden die Personen seines Gefolges, die man ihm belassen hatte, ihm vorausgeschickt. Allein es kam die Ordre, den Papst selbst lebendig oder todt, am 27. Juni fortzubringen. Auf dem Wege von Briançon nach Grenoble war der Wagen von einer Volksmenge umgeben, die den hl. Vater sehen und seinen Segen erhalten wollte, hätten die Republikaner es zugelassen.

In Grenoble erhielt Pius VI. Unterkunft im Palaste einer adeligen und frommen Dame, der Marquise de Baug, welche keine Auslagen gescheut hatte, ihn würdig zu empfangen. Jedoch der Stadtcommandant stellte eine starke Wache vor die Wohnung, um die Leute daran

zu verhindern, hineinzugehen, aber dennoch gelang es vielen, mit dem Wagen des Papstes einzudringen. Als Madame de Baux den hl. Vater so nahe sah, rief sie aus: „Nein, ich bin nicht würdig, den Stellvertreter Jesu Christi in mein Haus aufzunehmen; was kann ich thun, um Gott für diese unschätzbare Gnade zu danken?“ Und überwältigt von ihren Gefühlen, fiel sie in eine Ohnmacht; wieder zu sich gekommen, wollte sie Pius sehen. Sie warf sich vor ihm nieder und küßte seine Füße mit heiliger Inbrunst, konnte aber vor Schluchzen und Weinen kein Wort hervorbringen. Dieser ausdrucksvollen Sprache antwortete der Papst mit dankerfüllten Worten. Unterdessen war draußen die Menschenmenge ungeheuer angewachsen; nicht bloß die zum Palaste führende Straße, auch die Fenster und Dächer der umliegenden Häuser standen gedrängt voll von Leuten, die ungestüm verlangten, der hl. Vater solle sich zeigen und ihnen seinen Segen geben. Allein die republikanischen Beamten widersetzten sich diesem, bis der Commissär, einen Aufstand befürchtend, unter Schimpfen und Wetzern auf den Fanatismus und die unheilbaren Vorurtheile des Volkes, nachgab und mit dem Papste auf einem Balkon erschien. Alles fiel auf die Kniee und, wer wegen des Gedränges nicht konnte, beugte sich tief, um den apostolischen Segen zu erhalten. Und ein tausendstimmiger Ruf erscholl: „Es lebe der hl. Vater! Es lebe Pius VI!“ Der Commissär jedoch, der, den Hut auf dem Kopfe neben ihm stand, wurde mit Zurufen empfangen, wie: „Herunter mit dem Hute! Nieder mit dem Commissär!“

Wahrscheinlich war den Republikanern der Enthusiasmus des Volkes von Grenoble zu groß und so mußte der Papst am 10. Juli die Stadt verlassen, um nach Valence transportirt zu werden. Als er das Gefängniß des ersteren Platzes passirte, gab er den Gefangenen dreimal den Segen, da eine Anzahl treuer Priester dort internirt waren. Wieder wurde der hl. Vater allenthalben von ungeheuren Menschenmengen mit allen Zeichen der Anhänglichkeit und Ergebung empfangen. Trotz dem Verbote der Republikaner gingen weißgekleidete

Mädchen vor seinem Wagen einher und streuten Blumen auf den Weg bis zu seiner neuen Wohnung in Valence.

Das Haus, welches der Papst hier bewohnte, gehörte einem reichen Bürger, der zwar freundlich und gutmüthig war, aber doch als religionslos galt; er trug sich selbst an, den hl. Vater zu empfangen, um, wie er sich ausdrückte, etwaigen Ungebürlichkeiten zu begegnen, die zu befürchten wären, wenn er bei einem Fanatiker wohnte. Aus Höflichkeit ging er Pius VI. entgegen. Er war bei der langen und schmerzhaften Operation zugegen, als man ihn aus dem Wagen zog; er sah ihn ohnmächtig und halb todt in den Armen seiner Diener, die ihn ins Haus trugen; er betrachtete dieses erhabene Antlitz und bewunderte seine Ruhe und Heiterkeit. Mehr brauchte es nicht, um den Mann ganz und gar umzuwandeln. Ueberwältigt von seinen Gefühlen, fiel er dem Statthalter Jesu Christi zu Füßen, bat ihn um seinen Segen, beichtete bei einem Priester und führte hernach ein christliches Leben.

Solche Bekehrungen ereigneten sich des Defteren, sogar von constitutionellen Priestern. Beim Einzuge des Papstes war die Einwohnerschaft ihm entgegen gegangen; und dies war das einzige Mal, daß sie ihn sahen während der vierzig Tage, die er noch dort verblieb. Die Thüren des für ihn bestimmten Hauses wurden geschlossen und streng bewacht, so daß Niemand hineingelangen konnte. Es war dies am 14. Juli 1799.

Am 22. desselben Monats verordnete der apostasirte Priester Sieyes, der jetzt Präsident des Directoriums war, daß Pius VI., den er den vormaligen Papst nennt, von Valence nach Dijon transportirt werde. Allein das beständige Reisen in Hitze und Kälte, ausgesetzt allen Veränderungen der Witterung, das beständige Umherschütteln auf rauhen, unebenen Wegen, hatte den betagten Greis an den Rand des Grabes gebracht. Und es war diese Erschöpfung, die den großen Dulder kurz nach seiner Ankunft in Valence auf das Krankenlager warf. Obschon der Papst den innigen Wunsch ausdrückte, die Cardinäle vor seinem Ende zu sehen, so wurde ihm dieses doch durch das Di-

rektorium versagt und außer den Priestern und Prälaten, die ihm auf dem Wege von Rom nach hierher folgen durften, war Niemand bei ihm, als Monsignore Spina, Erzbischof von Korinth, dessen Gesellschaft ihm überaus angenehm war. Diesem übergab er auch den kostbaren Ring, den er von der Königin Chlotilde zum Geschenk erhalten hatte, damit er ihn seinem Nachfolger geben möge. Endlich gestärkt mit den hl. Sakramenten starb Pius VI. friedlich und ohne Todeskampf am 29. August 1799, im Alter von einundachtzig Jahren, acht Monaten und zwei Tagen, nach einem Pontifikate von vierundzwanzig Jahren, sechs Monaten und vierzehn Tagen; keiner seiner Vorgänger hatte je diese Regierungszahl erreicht. Sein Leib wurde einbalsamirt und in einen Bleisarg gelegt. Jedoch der Haß der Republikaner verfolgte ihn auch noch im Tode; der Nest seiner Habe ward als Nationaleigenthum verkauft und den Leichnam wagte man nicht zu begraben, bis höhere Weisung kam. Erst am 30. Dezember 1790 befahl ein Consulardekret, den Papst ohne alle Feierlichkeit auf dem allgemeinen Friedhof zu Valence zu begraben.

Durch den Tod Pius VI. schien das Papstthum für immer vernichtet. Seine Gegner triumphirten und hielten ihm Leichenreden; an

eine Neuwahl schien nicht gedacht werden zu können. Und dennoch versammelten sich die Cardinäle in Venedig unter dem Schutze Kaiser Franz II. und wählten am 14. März 1800 Pius VII. zum Papste. Diesem gelang es, den Leik seines seligen Vorgängers vom ersten Consul zu erhalten, um ihn in St. Peter im Vatikan beizusetzen, wie es sein ausdrücklicher Wunsch gewesen war. Der Sarg mit den theuern Ueberresten wurde also dem Erzbischof Spina übergeben, der am 17. Februar 1802, unter ungeheuerm Zulauf des Volkes mit demselben in Rom anlangte. Am folgenden Tage war die feierliche Beisetzung, wobei Pius VII. selbst die ersten, kirchlichen Ceremonien vornehmen wollte. Die große Basilika war bis zu den Thoren angefüllt von Leuten aller Stände und Altersstufen. Wie es Gebrauch ist, wurde der Leichnam Pius VI. in einer Kapelle des Petersdomes beigelegt, um nach dem Tode seines Nachfolgers in eine Gruft nahe beim Grabe der Apostelfürsten, wo er im Leben so viel zu beten pflegte, übertragen zu werden. Unter der Confessio des hl. Petrus findet sich seine, von Canova's Meisterhand gefertigte Statue, in knieender Stellung, Kraft erflehend von dem Apostelfürsten, dessen würdiger Erbe er war.

Jesus hat unsere Schuld auf sich genommen, hat auf sein Haupt geladen unsern Fluch; — darum erspart ihm die Gerechtigkeit des Vaters, keine Angst, keine Qual des Sterbens und iräufelt der Tod langsam, aber unerbittlich, seine äußerste Bitterkeit in das Herz des am Kreuze durstenden, verschmachtenden Herrn. Maria leidet mit diesem Leiden — eine Märtyrin in Peinen ohne Gleichen — die schmerzhafteste Mutter unter dem Kreuze. Sterben aber darf Maria nicht mit diesem Sterben. Denn Jesus will, daß, nachdem er den Fluch des Sterbens eingelöst und die Schrecken des Todes vernichtet hat, der durch Ihn errungene volle Segen des Sterbens und die in ihrer Art freilich einzig lieblichste Gestalt eines christlichen Todes zuerst und herrlichst wirksam werde und offenbar in dem Hingange der

Erwählten, deren sündloses Leben so einzig an Gnade, so einzig an Tugend und Verdienst als ein Morgenstern aufgegangen war in Mitte der Finsterniß der Sünde über der bis dahin noch unerlösten Welt.

Vor dem Tyrannen Antiochus stand eine Heldenmutter mit sieben Söhnen und sah nicht bloß einen um den andern des Glaubens wegen in den grausamsten Qualen sterben, sondern ermunterte sie auch Alle zur freudigen Ausdauer. Indem sie Allen zusah, sagt der hl. Augustin, litt sie in Allen in ihrer Seele, was diese in ihrem Leibe litten, weil sie ja Alle liebte, eine Mutter von sieben Blutzengen ist sie selbst eine siebenfache Märtyrin geworden.

Der alte Pfarrer.

Man liest wohl mal in den Zeitungen, daß ein Pfarrer über 100 Jahre alt geworden sei, daß aber ein Priester über 100 Jahre Pfarrer gewesen, dürfte man für unglaublich halten. Und doch ist es schon einmal vorgekommen. Im kleinen Pfarrdorfe Geulle (Spr. Gole) an der Maas starb im Jahre 1586 ein Pfarrer, welcher die Pfarrei im Jahre 1486 bezogen hatte, also hundert volle Jahre als Seelsorger in der nämlichen Gemeinde thätig gewesen war. Derselbe hieß Anton Haasch. Im Jahre 1461 geboren, war er im 25. Lebensjahre Pfarrer zu Geulle, demnach im Ganzen 125 Jahre alt geworden. Noch jetzt erzählen die Leute des Dorfes mit Bewunderung von der geistigen und leilichen Rüstigkeit dieses ehemaligen Pfarrherrn selbst in seinem Greisenalter. Aber wie es heute noch geht, so war es schon im sechzehnten Jahrhundert, ja von jeher, seitdem es mehr als zwei Menschen auf Erden gab, d. h. man spricht und sprach so gern Böses von dem Nebenmenschen. So ging es auch dem würdigen Priestergreife, als er 73 Jahre alt geworden war. Da man ihm bei seinem würdigen Wandel nichts vorwerfen konnte, so mußte er zu alt für die Verwaltung des Pfarramtes sein. So kam denn auf wiederholte Gerüchte endlich der General-Vicar von Lüttich, denn in dieses Bisthum gehörte damals die Pfarrei, nach Geulle und ließ im Gespräche auch Worte von hohem Alter und wohlverdientem Ruhestande fallen. Der Pfarrer, der alsbald begriff, was man von ihm wollte, fragte den General-Vicar: „Wie alt ist der hochwürdigste Bischof?“ — Die Antwort war: „Gut 75 Jahre.“ — „Wie alt war Papst Alexander VI., als er vor elf Jahren starb?“ — Der General-Vicar mußte bekennen: „Beinahe 73 Jahre.“ — „Nun gut,“ sagte der Pfarrer, „wenn unser Herr Bischof mit 75 Jahren noch ein ganzes Bisthum, wenn ein Papst mit 73 Jahren die ganze Kirche regieren kann, so bin ich in meinen Jahren auch noch nicht zu alt für ein einfaches Dorf.“ — Und

der General-Vicar mußte wieder gehen, wie er gekommen.

Nach mehreren Jahren kam der Bischof selbst nach Geulle, um seinen ältesten Pfarrer zu besuchen, oder besser, um sich zu überzeugen, ob derselbe denn wirklich, wie man ihm hinterbracht hatte, kindisch geworden sei. „Zählen Sie mir doch mal die sieben Sakramente auf,“ sagte er zu dem hochbetagten Dorfpfarrer. Dieser begann: „1. die Taufe, 2. das hl. Sakrament des Altars, 3. die Buße u. s. w.“ — brachte aber nur sechs Sakramente auf, da er beharrlich die zweite Nummer, die heilige Firmung, ausließ, obgleich ihn der Oberhirt zwei- und dreimal das Gesagte wiederholen ließ. Endlich sagte ihm der Bischof: „Sie lassen ja immer die hl. Firmung aus!“ — Der Pfarrer jedoch gab zurück: „Das weiß ich wohl; aber seit vielen, vielen Jahren ist kein Bischof nach Geulle gekommen, und da hab' ich eben gemeint, dieses hl. Sakrament müsse von der Kirche wohl abgeschafft worden sein.“ — Der Bischof verstand wohl, daß der alte Herr nichts weniger verloren hatte als seinen Verstand, und ließ ihn in Ruhe und Segen weiter seines Amtes walten.

Zum Schlusse möge noch diese Inschrift, welche unter dem in Del gemalten Porträt des 100jährigen Pfarrers noch heute im Pfarrhause zu Geulle zu lesen ist, angeführt werden, damit auch die Leser lernen, wie sie steinalt werden können. Die Inschrift lautet:

„Anton Haasch, erster Pfarrer von Geulle im Bisthum Lüttich, lebte 100 Jahre als Pfarrer, starb 1586 in seinem 125. Lebensjahre. Von seinem Bischof gefragt, wie er zu einem so hohen Lebensalter gekommen sei, antwortete er, er habe sich stets vor drei Sachen gehütet, nämlich vor Ausschweifung, vor Trunkenheit und Zorn.“

Das sind wirklich drei Mittel, um nicht bloß lange auf Erden, sondern auch ewig im Himmel zu leben.

Vom Musikalientisch.

Kompositionen von Gaston Marie Dethier.

(Besprochen von Rev. Ludwig Bonvin, S. J.)

Bei der Masse von werthlosen Drucksachen, die dem Kritiker vorgelegt werden, ist es eine Freude, einmal rückhaltslos Günstiges schreiben zu dürfen. Eine solche Gelegenheit bietet sich mir heute dar bei Besprechung der kürzlich von Jos. Fischer in New York veröffentlichten Werke von G. Dethier. Der jugendliche Komponist ist am 19. April 1875 in Lüttich, Belgien, geboren und Schüler des Conservatoriums seiner Vaterstadt. Nachdem er mit außergewöhnlichen Ehren im Alter von 17 Jahren seine musikalischen Studien absolvirt hatte, wurde er, auf Empfehlung des bekannten Pariser Organisten Guilmant, an der St. Franz Xaver-Kirche in New York angestellt. Er hat sich dort rasch einen geachteten Namen zunächst als Orgelvirtuos erworben. Nun tritt er auch als Komponist vor die Öffentlichkeit, und verdient auch als solcher die Aufmerksamkeit der Fachmusiker. Dethier's mir bekannte gewordene Kompositionen sind:

1) *Little Suite for Violin and Piano for Young Violinists.* (Compl. 80 Cts.; Chanson allein, 35 Cts.; Elegie 40 Cts.; Gavotte, 35 Cts.)

Diese kleine Suite für kleine Geiger enthält drei reizende Stücke besten Geschmacks, welche bezüglich Stimmungsgehalt und Form den bekannten Schumann'schen Gaben für die Kinderwelt nicht unähnlich sind und wie diese, auch die Erwachsenen interessieren. Einfach und innig ist die erste Nummer: Chanson (Lied); die zweite (Elegie) spricht im Hauptsatz, dem Titel entsprechend, süß-wehmüthiges Empfinden aus, während der capriciöse mittlere Theil in pikanten Rhythmen und Harmonien gleichsam über diese sentimentale Anwandlung scherzt. In der dritten Nummer, einer rhyth-

misch straffen und lebhaften Gavotte ist, nach Art der slavischen und ungarischen Tänze, die Fröhlichkeit durch die Moll-Tonart eigenthümlich gedämpft. Diese poetischen, einen ausdrucksvollen Vortrag fördernden Stücke sind eine willkommenere Bereicherung des Unterrichtsmaterials. — Seite 5, 5. Takt von unten, wird im Violinpart, der Analogie mit anderen Stellen nach, statt des unangenehm dissonirenden *dis wohl fis* beabsichtigt sein?

2) *Ave Maria*, für 3-stimm. Frauenchor mit Orgelbegleitung. (20 Cts.)

Ein recht liebenswürdiger, wohlkautender Gesang, der in seiner Eleganz und Rhythmic sich allerdings mehr für ein geistliches Concert als für den liturgischen Gottesdienst eignet, jedoch noch Weihrauchduft genug an sich hat, um auch in lechterwählter Verwendung füglich gute Dienste zu thun. Die Singstimmen sind sanglich gehalten, obwohl das Ganze in seiner Ausdrucksweise und melodischen Erfindung den mit Vorliebe das instrumentale Gebiet bebauenden Tonkünstler verräth. Die Orgelbegleitung weist moderne Schreibart auf.

3) *Andante grazioso*, für Orgel. (30 Cents.)

Das Eigenschaftswort im Titel steht dort verdienstermaßen. Das kurze, zwei Seiten füllende Stück ist wirklich grazios. Reizend in der Erfindung und in der natürlichen harmonischen Unterlage wird es durch die genau angegebene Registrierung noch wirkungsvoller. Es stellt an den Ausführenden keine hohen technischen Anforderungen. In der Ausstattung dieses und noch des einen oder andern Stückes würde man wünschen, daß, zur Vermeidung von Verwirrung, die jeweiligen Pedal-Notensysteme

nicht so nah an die nächstfolgenden Systeme gerückt wären.

4) *Aria für Orgel.* (40 Stz.)

Diese einfache, edel empfundene, an Bach's berühmten Air aus der D-dur Suite (No. 3.) etwas gemahnende Cantilene singt sich in sehr einschmeichelnder Weise dem Ohr und Gemüth ein. Auch dieses Stück ist kurz und nicht schwer. Es würde sich vielleicht lohnen, dasselbe in einer Bearbeitung für Violine und Klavier herauszugeben, um auch weitere Kreise mit dieser werthvollen Komposition bekannt zu machen.

5) *Andante cantabile, für Orgel.* (50 Centz.)

Während die beiden vorerwähnten Orgel-Kompositionen im antiken Style geschrieben sind, bewegt sich vorliegende, in Charakter und Technik, auf modernen Pfaden. Auch da ist Dethier zu Hause. Die Melodie wird durchgehends auf dem Pedal gespielt, klingt aber, vermöge der sündigen Registrirung, in der Lage der ein- und zweigestrichenen Oktave, während darüber die rechte Hand schimmernde und säuselnde Triolenfiguren und darunter die linke einen ruhigen Baß ausführen. Bei poetischer, feiner Klangwirkung bietet dieses kleine Concertstück keine erheblichen, technischen Schwierigkeiten.

6) *Cantilene pastorale, für Orgel.* (40 Centz.)

Hat modernen Charakter. Ein pastoraler Gedanke wird im Anfangs- und Schlußtheil modulatorisch und durch Klangwechsel verschiedentlich schillernd vorgeführt. Um dieses raffinirt registrirte Stück zur Geltung zu bringen, muß man ein modernes, mit drei Ma-

nualen versehenes Instrument zur Verfügung haben.

7) *Prelude, für Orgel.* (§1.25).

Schwungvolle, größer angelegte Komposition, deren Hauptgedanke, eine Sechzehntelfigur, echt vorspielartigen Charakter hat. Der Mitteltheil bietet dazu einen guten Gegensatz mit seinem majestätischen, marschartigen Thema, welchem sich bald die Pedalfigur des ersten Theils entgegenstellt. Geübtere Organisten werden diese, beim ersten Anblick schwer erscheinenden Pedalfiguren leicht bewältigen. Das sehr wirkungsvolle Stück kann füglich bei kirchlichen Festen auch als Postludium verwerthet werden.

8) *Variations on an Ancient Christmas Carol, ebenfalls für Orgel.* (§1.25).

Wie die vorhergehende Nummer eine Komposition größeren Umfanges. Nach einer auf liegenden, sackpfeifenartigen Bässen mit Quinte aufgebauten und die ersten vier Takte des Thema in der Verkürzung bringenden Einleitung tritt mit vollem Orgelklang das vollständige Thema auf. Es ist ein altes Weihnachtslied. Die Ueberschrift „Giojoso“ (freudig) dürfte wohl besser als „giocoso“ (spielend, muthwillig, launig) Vortrag und Charakter desselben bezeichnet haben. Es folgen 12 Seiten brillanter Figurationen.

9) Der Vollständigkeit halber sei hier noch ein früheres Variationswerk erwähnt, das der Autor vor einigen Jahren in Belgien herausgegeben hat:

Theme, Variations et Final, pour grand-orgue (Prix net 3 Fr.) Liege, Veuve Leopold Muraille, Editeur.

Die übrigen hier besprochenen Werke sind ausnahmslos bei Jos. Fischer & Bros., 7 Bible House, New York erschienen.

Es lehrt Aristoteles, und mit ihm stimmen auch Plutarch und Seneca, die vorzüglichsten Moralisten des Alterthums, überein, daß die Leichtigkeit zu zürnen von Schwäche herrühre: „Hauptächlich von der Schwäche entsteht der Zorn.“ Denn die Schwachen wähnen leicht, daß sie verachtet würden, wenn sie verzeihen, und befürchten, sofern sie nicht Rache nehmen, es der Feigheit und nicht der Herzensgüte, der

Nothwendigkeit und nicht der freien Wahl zuzuschreiben.

Jesus leidet und stirbt am Kreuze! Maria leidet, und — als sie leidet unter dem Kreuze, das Höchste leidet, was ein Herz nur leiden kann — da stirbt Maria nicht. Und wieder! Da Maria stirbt — stirbt sie leidenlos und stirbt gar freudenreich!

Der Waisenknabe.

Von P. L. Coloma, S. J.

I.

Der Herbst neigte sich zu Ende. Duf-
tige Schleier wiegten sich im Thal,
der Wind spielte mit den welken
Blättern, welche am Boden raschel-
ten, die Blumen hatten ihre müden Köpfe
gesenkt, die sonst so glühenden Sonnenstrahlen
zerflossen in mildes Licht und langsam und
träge flossen die Bäche durch die braune, nackte
Landschaft. Auch der Mensch fühlte sich sanf-
ter und sinniger gestimmt und betrachtete nicht
ohne ein Gefühl süßer Wehmuth das Bild der
sterbenden Natur. Wahnte ja Alles an den
Wechsel der Zeit und die Vergänglichkeit aller
irdischen Schöne und Pracht! Die trauende
Natur sprach noch lebhafter zu Herzen von der
schroffen Höhe des Berges N— aus, der wie
ein kahler Riese sich aus der Ebene erhebt.
Ein Pfad schlängelt sich zu seinen Seiten em-
por und mündet oben in die Hochstraße, welche
die Städte Cadix und Madrid miteinander
verbindet.

In der engen Thalschlucht zu seinen Füßen
konnte man an diesem Novembertage eine be-
fremdende Gruppe ziehen sehen. Es waren
drei Leute des ärmsten Standes, ein Mann,
eine Frau und ein Knabe, wie hastig des Weges
zogen.

Der Mann war blind, ein Bettler, mit ab-
gehärteten, abstoßenden Gesichtszügen, die von
einem zerlumpten Filzhute beschattet wurden. Er
trug einen groben, grauen Mantel, der vielfach
gestickt war. Eimer seiner Aermel war am
Ende zugebunden und diente offenbar als Tasche
oder Sack. Auch die übrigen Kleidungsstücke
waren abgetragen und die nackten Füße des
Wanderers waren von der Sonne fast schwarz
gebrannt. In der rechten Hand führte er einen
Knotenstock, der ihm als Krücke diente, mit der
linken hielt er sich an dem zerrissenen, schmutzigen
Kleide seiner Führerin. An der Seite hing
ihm an schmierigem Bande eine alte Guitarre.
Die Frau trug auf der Schulter einen Korb,

der wohl alte Kleider und Trödel barg. Sie
ging, wie vom langen Marsche schon ermüdet,
und sprach nur wenig.

Hinter diesem merkwürdigen Paare leuchtete
ein Knabe daher. Er war etwa acht Jahre
alt und wurde fast erdrückt von einem Korbe,
der seinen Kopf belastete und eine Menge ge-
druckter Balladen enthielt. Denn die Straßen-
fänger in Spanien betteln nicht, sondern ma-
chen sich bezahlt durch den Verkauf von den
gedruckten Texten ihrer Lieder. Der Knirps
konnte nicht Schritt halten mit den beiden
Älten. In Schweiß gebadet, mußte er hin
und wieder Halt machen, um Athem zu schöp-
fen.

Schließlich rief er mit weinerlicher Stimme:
„Mutter, Mutter; ich kann nicht weiter
gehen.“

Unwirsch drehte sich das Weib um und rief
ihm grimmig zu: „Nur vorwärts, Du kleiner
Taugenichts, Du mußt!“

Der Blinde drohte dem Kleinen mit dem
Stoß und krächzte: „Drehe ihm den Hals
um, Cachana, dann sind wir den Bengel los.“

Dann schritten sie wieder hastig weiter,
fluchend und schwörend, wie zwei Teufel. Der
arme Junge wankte ihnen mühsam nach.

Blöthlich hielten die Älten, wechselten leise
unter heftigen Geberden einige Worte. Dann be-
gen sie vom Wege ab und schlugen einen schma-
len Pfad ein, der von wildem Gestrüppe und
Aloe-Bäumen umsäumt war.

Mit Aufwand seiner letzten Kräfte eilte der
Knabe voran, um seine Mutter und ihren Be-
gleiter ja nicht aus den Augen zu verlieren.

Cachana schien mit der Dertlichkeit wohl ver-
traut zu sein. Hastig stieg sie bergan, den
Blinden nach sich ziehend. Aber das Gesträuch
war so dornig und dicht, der Boden so mit Ge-
röll bedeckt, daß die Gruppe nur unter großen
Schwierigkeiten vorwärts kam. Als sie end-
lich die wildeste Partie der Schlucht erreicht
hatten, öffnete sich vor ihnen eine tiefe Höhle;

von zwei mächtigen Felsblöcken eingefast. Abwechselnd beherbergte sie Hirten, Zigeuner und Banditen. Mächtige, steile Hänge umschatteten sie, nur hier und da konnte man den Himmel sehen, an dem dunkle Wolken, vom Sturme gepeinigt, hinzogen.

Beim Eintritt in die Grotte stellte Cachana ihren schweren Korb auf den Boden und prüfte sie mit großer Neugierde die Umgebung und den düsteren Eingang der Höhle. Jetzt sammelte sie das umherliegende Reisig und zündete ein Feuer an.

Der Alte ließ sich auf einem Stein nieder und ließ sich sein Pfeisichen schmecken. Inzwischen kam auch der keuchende Kleine zur Stelle. Ganz erschöpft ließ er sich auf den Boden fallen und brach in Weinen aus.

Cachana stürzte schimpfend und fluchend auf ihn zu und riß ihn an den Haaren wieder empor. Dann warf sie ihm ein Paar trockene Brodkrüsten zu und gab ihm den Krug, um an der Quelle im Hintergrunde des dunklen Raumes Wasser zu schöpfen. Der Knabe warf sich aber wieder zur Erde und schrie jämmerlich; „ich kann nicht, ich gehe nicht; ich fürchte mich!“

„Ach, Du willst nicht,“ schrie das keisende Weib und versetzte ihm einige Fußtritte.

„Ich kann nicht, Mutter, ich kann nicht,“ rief das arme Kind und zeigte der Megäre seine blutenden Füße.

„Gut,“ versetzte sie, „wenn Du nicht gehen kannst, dann kriech auf Händen und Füßen hin!“

„Ich kann nicht, ich fürchte mich, es ist zu dunkel dahin,“ flehte der Knabe.

„Manoque, brüllte die Hexe, ich dreh' Dir den Hals um!“

Der Alte hatte bisher schweigend dem Auftritte zugehört. Jetzt erhob er sich aber, fuchtelte wild mit seinem Krückenstock in der Luft herum und schlug ihn so heftig an die Felswand, daß er brach. Das erhöhte noch seine Wuth und schwörend humpelte er auf den Jungen zu, der sich entsetzt zurückzog.

Cachana warf sich aber jetzt wie eine Tigerin auf den Alten und drückte ihn wieder auf den Stein zurück, von welchem er sich erhoben hatte.

„Du läßt ihn in Ruhe,“ schrie sie, „Du hast keinen Finger gegen ihn zu rühren, Du alter Lump; ich werde allein mit dem Buben fertig werden.“

Dieser Auftritt jagte Manoque so viel Angst ein, daß er sich erhob, den Krug nahm und sich ächzend und stöhnend mit blutenden Sohlen zu der Quelle hinschleppte. Dann wankte er auf dem schmalen Felspfade wieder hinauf zum Eingang der Höhle. Mit weitgeöffneten Augen und von seltsamer Furcht ergriffen, blickte er ringsum. Nirgendswo eine Spur von seiner Mutter und dem Alten; die Höhle war leer.

Dem armen Kinde versagten die Kniee und auf's neue in jämmerliches Weinen ausbrechend, fiel er nieder.

„Mama, Mama, Onkel Canijo, wo seid ihr?“ Keine Antwort!

Wer vermöchte die Verzweiflung des armen, kleinen, ausgezehnten Knaben zu schildern?!

Händeringend starrte er in den dunklen Hintergrund der Höhle. Angst und Verzweiflung malten sich in seinen Zügen.

Dann eilte er vor die Grotte und rief mit letzter Kraft: „Mama, Mama, Onkel Canijo!“

Nur ein schwaches Echo antwortete ihm von den starren Felswänden und aus dem dunklen Geklüfte.

Schließlich wagte der Kleine aus lauter Furcht nicht mehr zu weinen. Mühsam suchte er den Steinpfad wieder hinab und dann irrte er planlos und ziellos im Walde umher, bis er, von einer mitleidigen Dämonenmacht befallen, niederfiel und zwischen Felsen und Bäumen bewußtlos liegen blieb.

Heulend raste der entfesselte Sturm durch Wipfel und Sträucher, Aeste brachen und der Wald sang sein schauerliches Todeslied. Der arme Waisenknabe aber lag ruhig und still, wie in eisernem Schlafe und sein Schutzengel breitete wohl schützend seine Flügel über ihn.

Erst als die Morgenröthe die feuchten, grünen Laubbäcker goldig malte, überkam ihn ein halbwacher Zustand. Bald spielte das warme Sonnenlicht auch um sein moosiges Lager und ganz geblendet und verwirrt, noch schlaftrunken, erhob er sich. Verwundert blickte er um sich.

Wo befand er sich, wie kam er hierher? Erst nach und nach kehrte ihm das volle Bewußtsein zurück und mit ihm auch die Erkenntniß seiner traurigen Lage. Auf's neue brach er in Thränen aus und rief in wehmüthigen Tönen: Mama, Mama, Dunkel Canijo!

Aber keine Stimme, nah und fern, die antwortete.

Keine Stimme im weiten Revier; nur das Flüstern und Klauschen in Kronen und Zweigen.

Der Schrecken der Einsamkeit überfiel ihn mit allem Jammer der Verzweiflung auf's Neue. Zuletzt erging sich seine fieberhaft erhitzte Phantasie in den seltsamsten Träumen. Felsen, Büsche, Bäume und Wolken: Alles schien ihm belebte Wesen, die im Wirbeltanze um ihn her flatterten. Die Musik zu dem tollen Reigen war ein wunderbar Gemisch von Wohlklang und Spektakel; tausend fremde Schoklänge mischten sich darein, auch Canijos Guitarre klang dazu und Cachana's schrille Stimme.

Auf einmal tönte ein silbernes Glöckchen durch das Chaos. Der Knabe sah auf und erblickte den Kopf einer jungen Ziege, die aus den Büschen neugierig nach ihm lugte. Mit einem freudigen Aufschrei erhob sich Nanoque. Erschrocken sprang die Ziege davon. Nanoque fiel bewußtlos wieder zu Boden.

Jetzt kam ein Schäferhund daher, schnuppernd, mit gespitzten Ohren durch das Dickicht pürschend. Als er den hilflosen Jungen sah, bellte er laut auf, dann leckte er ihm Hände und Gesicht, und als der Knabe sich immer noch nicht rührte, setzte er sich neben ihn und stieß in kurzen Zwischenräumen laute Klageklänge aus. Diese lockten den alten Schäfer herbei. Er beugte sich über den Knaben und da er merkte, daß er noch lebte und nur von einer Ohnmacht umfassen sei, schob er ihm als Kopfkissen seinen alten Rock unter und eilte dann davon, um bald darauf mit einer Schale Milch zurückzukehren. Nachdem er dem immer noch Bewußtlosen einige Tropfen eingeflößt hatte, nahm er ihn sorgsam wie eine Mutter in seine Arme und trug ihn weg, während der Hund munter belend zur Seite lief.

II.

Es war an einem Novemberabend des Jahres 1854, da saß ein andalusischer Bauer vor der Thüre seines Hauses und improvisirte und sang nach spanischer Weise kleine Liedchen, die er mit seiner Guitarre begleitete. Weitem breiteten sich die Felber seines Anwesens, das die Abendsonne mit goldigem Schimmer übergoß. Der Mann hatte wohl Ursache, sich glücklich zu fühlen. Er war auch zufrieden; denn die socialistischen Wanderapostel und die Brandschriften der Revolution hatten das Gewissen des spanischen Landvolkes noch nicht vergiftet.

In dem Hause stand an einem riesigen Ofen die stattliche Frau und backte das braune, derbe und doch so gesunde Brod, und bereitete den frugalen Abend-Zwischbiß für den Mann und die vier pausbacigen Kinder.

Als sie sich zu Tische setzten, gesellte sich ihnen noch eine Frau bei. Sie trug Trauerkleidung und ihr edles Gesicht zeigte so viel wohlwollende Freundlichkeit wie tiefe Schmerzempfindung. Sie war die Schwester des Bauersmannes. Ihren Gatten und ihre beiden Kinder hatte sie durch die Cholera verloren, die in diesem Sommer in Andalusien wüthete und so viele Opfer forderte. Sie selbst war von dieser schrecklichen Seuche ergriffen worden und entging nur wie durch ein Wunder dem sicheren Tod. Jetzt lebte sie in dem Hause ihres Bruders.

An diesem Abend schien sie ganz besonders schmerzlich bewegt zu sein. Als jetzt auch der Aufseher der Farm eintrat, den sie bisher noch nicht gesehen hatte, brach sie wieder in Thränen aus.

„Bitte, weint nicht, gute Frau,“ sagte der biedere Alte beschwichtigend; „bedenkt, daß ihr den Namen Consolata traget zu Ehren Unserer Lieben Frau vom guten Troste. Ihr müßt die Dinge nehmen, wie sie kommen, gute und böse Tage schickt der liebe Gott. Vergesst euer Leid und hoffet auf die Zukunft.“

„Vergessen kann ich nicht,“ sagte die Matrone, „nur der Tod heilt Wunden, gleich den meinigen.“

„Glaubt mir, entgegnete der Aufseher, „Thränen waschen solches Weh nicht weg.“

Jeder hat sein eigen Kreuz zu tragen und unterm Kreuze Christi allein finden wir Trost.“

„Ihr redet wahr,“ sagte Consolata, „aber scheltet mich nicht der Thränen wegen; ich sehe ja die Sarge meiner Lieben heute noch vor Augen. Und o, Ventura, wie schwer drückt mich jetzt das Gefühl der Vereinsamung. Welch' schrecklicher Tag war es, an dem ich meine ganze Familie verlor. Zuerst wurde mein Mann von der Krankheit befallen, Ramon, mein Sohn, legte sich zwei Stunden später, um nicht wieder aufzustehen und bald darauf zeigten sich Spuren der Erkrankung an meiner Tochter. Ich war allein zu Hause, um sie zu pflegen. Denn überall, in jedem Heime herrschte dasselbe Elend. Schrecken und Jammer war überall. Ein Arzt und Heilmittel waren nicht zu beschaffen. Und als ich gewahrte, wie meine Kinder und mein Gatte rasch der Auflösung entgegen schritten, da erfaßte mich Verzweiflung. Wenn ich wenigstens einen Priester hätte finden können, um sie auf eine selige Sterbestunde vorzubereiten. Aber wie konnte ich auf solche Gnade hoffen. Dreihundert Menschen lagen in unserem Dorfe dem Tode nahe, und nur Ein Seelsorger, um von Haus zu Haus zu eilen, und die hl. Sakramente zu spenden! Jeder Trost schien uns versagt zu sein. Doch, da warf ich mich vor der Statue des hl. Joseph in unserem Zimmer nieder und mit ausgebreiteten Händen und von unfäglicher Angst beklommen rief ich: „O, heiliger Joseph! Gott hat mir meine Lieben geschenkt und wenn Er sie wieder von mir nimmt, so will ich nicht murren und nicht klagen; denn Sein heiliger Wille geschehe! Aber zu dir wende ich mich, du hl. Patron und Schützer im Sterben, hilf mir, daß ich einen Beichtvater finde, der meinen Lieben die Tröstungen der hl. Religion spende. Wenn Gott sie abrufen will, so geschehe es in Seinem Namen, aber zu dir rufe ich, daß du ihnen im letzten Augenblicke Stärke und Heiligung gewährest.“

Erschöpft hielt Consolata einen Augenblick inne, darauf fuhr sie mit vor Mührung zitternder Stimme fort: „Ich machte dann ein Gelübde im Falle der hl. Joseph mein Gebet erhören sollte und gelobte, — doch ich kann es

jetzt nicht offenbaren, was es war. Ich warf meine Mantille um meine Schultern, um fortzueilen und den Priester zu suchen. Aber, o Wunder! Auf der Treppe kam mir ein Priester entgegen, ein würdiger Mann in mittleren Jahren, den ich nie vorher gesehen hatte. Von Staunen ergriffen, prallte ich bei seinem Anblick zurück; er aber frug mich, ob keine Kranken in diesem Hause seien.

Doch, sagte ich, drei, die dem Tode nahe sind.

Er kam in's Zimmer, hörte eines nach dem anderen zur heiligen Beicht und reichte ihnen dann die letzte Wegzehrung. Gottergeben und ruhig harrten sie jetzt dem Tode entgegen. Ich blieb allein bei ihnen in dieser schrecklichen Nacht. Mein armer Man starb zuerst, es war um 1 Uhr früh. Ramon schloß um 3 Uhr seine Augen für immer und meine Fuz hat um 5 Uhr ihren letzten Athemzug, als eben die Glocke den Angelus läutete. Selbst mehr todt als lebendig, kniete ich inmitten der drei Leichen und betete ein Ave, wie es wohl selten eine Gattin und Mutter in traurigerer Lage gethan.

Zwei Tage später wurde ich von der gleichen Seuche befallen.“

„Gut, gut, liebe Frau,“ fiel ihr Ventura in die Rede; „gedenkt nicht mehr der Vergangenheit und ihrer Prüfungen; ihr seid ja wieder gesund geworden und werdet euch hier, im Schooße der Familie eures guten Bruders, meines Herrn, an Leib und Seele wieder erfrischen.“

„Recht so,“ Ventura, sagte der Hausherr, „auch hat ja Consolata noch ihr Gelübde an den hl. Joseph zu erfüllen.“

„Ja, ja,“ schmunzelte der Verwalter, „ihr habt auch den besten Schutzheiligen genommen, er ist der mächtigste und liebste im ganzen Kalender. Unter allen Heiligen im Himmel hat keiner mehr Macht, als er. Wißt ihr, wie dieser Heilige einmal einem armen Zeitungsschreiber zur Hülfe kam? Eines Tages kam ein Verehrer des hl. Joseph auch zur Himmelpforte, war aber nicht wenig überrascht, als ihm St. Petrus keinen Einlaß gewährte. Seine Seele wies schlimme Tintenflecke auf. Der hl. Joseph erfuhr von der traurigen Lage seines Klienten und begab sich sofort zu Er.

himmlischen Majestät, um Fürbitte für ihn einzulegen. Er war einer meiner treuesten Lehrer, sagte der heilige Patriarch. Das ist wahr, sagte der himmlische Meister, er hat manche Kerze auf Deinem Altar geopfert; Deinen Tugenden aber hat er weniger eifrig nachgeahmt.

Da erinnerte St. Joseph den lieben Heiland an alle Akte der Demuth und des Gehorsams, die er selbst gegen Gott geübt habe und bat um derentwegen um Barmherzigkeit für den armen Schreiber.

Nein, nein, antwortete Jesus, er muß noch einige Zeit im Fegfeuer geläutert werden, denn mit seiner Feder hat er manchen Flecken auf das Kleid seiner Seele gemacht.

Aber der heilige Joseph ließ sich nicht abweisen, er fuhr fort, für den Armen Fürsprache zu geben und um seinetwillen das Allerheiligste Herz des Heilandes zu bestürmen, bis der Sohn Gottes sich seines Pflgevaters erbarmte und den armen Sünder freigab, so daß auch er zum himmlischen Lohn zugelassen wurde.

(Fortsetzung folgt).

Litanei zum heiligsten Herzen Jesu.

Am 27. Juni 1898 hat diejenige päpstliche Behörde, welche über den Gottesdienst zu wachen hat, eine neue Litanei zum heiligsten Herzen Jesu genehmigt, über die wir im folgenden einige Erläuterungen geben wollen. Wir bitten aber, diese Bemerkungen nur als einen ganz schwachen Versuch ansehen zu wollen und unsere Kühnheit, an ein so hochpoetisches, mit dem Schwung und der Tiefe des englischen Lehrers verfaßtes Werk uns heranzuwagen, mit der hochactuellen Bedeutung dieser Litanei gütigst entschuldigen zu wollen.

Ganz neu ist diese Litanei nicht, denn die Anrufungen unter No. 3, 6, 11, 16, 17, 22, 23, 24, 26, 31, 32 und 33 finden sich schon in der bisher in Rom und sonstwo üblichen Herz-Jesu-Litanei. Nach der Anzahl der 33 Lebensjahre Jesu umfaßt die neue Litanei 33 Anrufungen. In der äußeren Form hat sie Aehnlichkeit mit der lauretanischen Litanei, indem sie, wie diese, auch nur Anrufungen enthält und Lobpreisungen, während die Namen Jesu-Litanei im zweiten Theil auch Uebel nennt, deren Abwendung wir wünschen und die Beweggründe anführt, um derentwillen wir Hoffnung auf Erlösung schöpfen. Die Supplicationen, d. h. die Bitten um Gewährung von Gnaden kommen nur in der eigentlichen Litanei, in der Allerheiligsten Litanei, speciell vor.

Da unsere verehrten Leser durchschnittlich

nur kurze Abhandlungen lieben, müssen wir uns auf die Wiedergabe der Litanei und auf ganz kurze Erklärungen beschränken, wo es nöthig nothwendig erscheint. An berufenem Orte werden diese 33 Lobpreisungen wohl erwünschte Themata für Herz-Jesu-Predigten werden.

Nach dem allen Litaneien gemeinsamen Eingange, der sich mit der Anrufung der Allerheiligsten Dreifaltigkeit beschäftigt, beginnen die Anrufungen:

1. Herz Jesu, des Sohnes des ewigen Vaters.

(Damit sagt uns die Litanei, wie es auch die Herz-Jesu-Encyclica bestätigt, daß die Herz-Jesu-Verehrung dem gleichwesentlichen Sohne des Vaters gilt);

2. Herz Jesu, im Schooße der jungfräulichen Mutter vom hl. Geiste gebildet;

(Wenn die Kirche dieses Geheimniß der Menschwerdung im dritten Glaubensartikel jubelnd bekennt, fällt sie anbetend nieder. Maria, die Jungfrau und der hl. Geist! — mein Gott, in weld' einem Zusammenhang wird die Allerseligste genannt!).

3. Herz Jesu, mit dem Worte Gottes (dem Sohne des ewigen Vaters) wesentlich vereinigt

4. Herz Jesu, von unendlicher Majestät; (Von dieser Majestät und ihren königlichen Rechten erzählt die Herz-Jesu-Encyclica).

5. Herz Jesu, heiliger Tempel Gottes ;
(Der Tempel ist der Ort, wo Gott verherrlicht wird, so aber wurde Gott noch nicht verherrlicht, seit den Tagen der Ewigkeit, wie in dem und durch den menschengewordenen Heiland. Vergl. auch Offenb. 11, 19).

6. Herz Jesu, Wohnung des Allerhöchsten ;
(Hier hat die Gottheit ihr Zelt aufgeschlagen. Ps. 45, 5).

7. Herz Jesu, Haus Gottes und Pforte des Himmels ;

(Wahrlich ist hier, wie bei Bethel, das Haus Gottes und die Pforte des Himmels. Wie furchtbar ist dieser Ort ! 1 Mos. 28, 17).

8. Herz Jesu, brennender Gluthofen der Liebe ;

(Siehe das Herz Jesu, wie es die Flammen der Liebe als himmlische Sonne über die dreifache Abtheilung der Kirche ergießt, Luk. 12, 49).

9. Herz Jesu, Gefäß der Gerechtigkeit und Liebe ;

(Im Heiland haben sich Gerechtigkeit und Friede geküßt. Weisß. 84, 11).

10. Herz Jesu, von Güte und Liebe voll ;
(Nach Ephes. 2, 7 erzeugt Gott in Jesus Christus den überströmenden Reichthum seiner Gnade und Milde).

11. Herz Jesu, Abgrund aller Tugenden ;
(Einige Tugenden sind im vorausgehenden genannt, wer aber könnte diesen Abgrund erschöpfend aufzählen ?) deshalb rufen wir :

12. Her Jesu, höchst würdig allen Lobes ;
(„Lauda, Sion, Salvatorem !“ Sion, preise deinen Erlöser).

13. Herz Jesu, König und Mittelpunkt aller Herzen ;

(Jesus thront zur Rechten des Vaters ; er ist der Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte. 6. Glaubensartikel).

14. Herz Jesu, in dem alle Sätze sind der Weisheit und Wissenschaft Gottes ;

(Ein unendlich tiefer Ausspruch der Apostel bei Collosser 2, 3).

15. Herz Jesu, in welchem die ganze Fülle der Gottheit wohnt ;

(Coloss. 2, 9).

16. Herz Jesu, an welchem der Vater sein Wohlgefallen hat ;

(Stimme des Vaters bei der Taufe und der Verklärung Jesu).

17. Herz Jesu, aus dessen Fülle wir alle empfangen haben ;

(Dies sind Worte des Jüngers, welcher an dem Herzen Jesu geruht hat [Joh. 1, 16] und mit ihm bestätigen es Myriaden, die es bereits erfahren haben und es noch zukünftig erfahren werden : eine Gnade schlägt die andere).

18. Herz Jesu, Sehnsucht der ewigen Hügel ;

(1. Mos. 49, 26 ; 5. Mos. 33, 15 ; Ps. 45, 8 ; Röm. 8, 22 ; Ps. 47, 12 ; Ps. 75, 5 ; „Ewige Hügel bedeuten die ganze Schöpfung, die Engel, die Menschen, [namentlich solche, welche, wie die Patriarchen, hervorragen wie Hügel], ja sogar die vernunftlose Natur, welche wegen des Fluches der Natur sich nach Erlösung sehnt. Wie sehnt sich alles nach dem Angesichte des Herrn, bis wir auf den „Hügeln der Ewigkeit“ in den himmlischen Höhen von Angesicht schauen ! Verständlicher wäre die Uebersetzung : „Sehnsucht der ganzen Schöpfung“).

19. Herz Jesu, geduldig und von großer Erbarmung ;

(Ps. 144, 8, mit wem von uns hat der Heiland noch keine Geduld und Erbarmung gehabt ?)

20. Herz Jesu, reich für alle, die Dich anrufen ; (Röm. 10, 12).

21. Herz Jesu, Quell des Lebens und der Heiligkeit ;

(Ein beliebtes Bild der hl. Schrift für die Leben spendende Gnade ; wir können auch bei diesem Quellborn denken an das Wasser [Taufe] und das Blut [hl. Altarsakrament], welche seinem geöffneten Herzen entsprungen sind).

22. Herz Jesu, Sühnopfer für unsere Sünden ;

(1. Joh. 2, 2, das Sühnopfer ist er durch seinen Opfertod geworden und bleibt es in Ewigkeit).

23. Herz Jesu, mit Schmach gesättigt ;
(Klagelieder des Jer. 3, 30),

24. Herz Jesu, zerschlagen wegen unserer Missethaten ; (Jf. 53, 5).

25. Herz Jesu, mit der Lanze durchbohrt bis zum Tode ; (Phil. 2, 8).

26. Herz Jesu, mit der Lanze durchbohrt ; (Joh. 19, 34).

27. Herz Jesu, Quell vollkommenen Trostes ; (2. Cor. 1, 3, für alle Sünder und Gerechte, Lebende und Sterbende).

28. Herz Jesu, unser Leben und unsere Auferstehung ;

(Joh. 11, 25, unser Leben im geoffenbarten Glauben, in den hl. Sakramenten, unsere Auferstehung, da die Glieder dem Haupte folgen werden, das Haupt aber auferstanden ist).

29. Herz Jesu, unser Friede und unsere Versöhnung r (Ephes. 2, 14).

30. Herz Jesu, Schlachtopfer für die Sünder ;

(Jer. 11, 19, wie zu unterscheiden von 22 ? dort ist vielleicht die Bereitwilligkeit seines Herzens, hier die Stellvertretung gemeint).

31. Herz Jesu, Rettung aller, die auf Dich hoffen ; (Apostg. 4, 12).

32. Herz Jesu, Hoffnung aller, die in Dir sterben ; (darum soll der Name Jesu auf unseren sterbenden Lippen sein).

33. Herz Jesu, süße Wonne aller Heiligen ; (Hohelied 8, 5).

Nun folgt drei Mal das gewöhnliche „Du Lamm Gottes“ und dann

R Jesus sanft und demüthig von Herzen.

V Mache unser Herz gleich Deinem Herzen.

Lasset uns beten : Allmächtiger ewiger Gott, schaue hin auf das Herz Deines geliebten Sohnes, sowie auf all den Lobpreis und die Genugthuung, welche es Dir im Namen der Sünder darbringt, und gewähre Du allen, welche Deine Barmherzigkeit anflehen, gnädig die Verzeihung im Namen Deines nämlichen Sohnes Jesus Christus, der mit Dir lebt u. s. w. — Amen.

Vielleicht sucht ein findiger Kopf in diesem Gebete die Disposition der Litanei, indem Lobpreisungen Gottes und Genugthuungen für uns in den 33 Invokationen abwechseln.

(Christl. Pilger.)

Die Demuth der seligsten Jungfrau und Mutter, gestattet ihrem Freunde, dem heiligen Lukas, nur ein einziges Mal in seiner Apostelgeschichte ihrer Gegenwart in Mitte der heiligen Gemeinde Jerusalems zu gedenken. Doch Eine überaus merkwürdige Thatsache bezeugt fattsam, welche Hilfe und Macht für die jugendliche Kirche die Mutter des Herrn gewesen.

Im vierten Jahre schon nach der Himmelfahrt Jesu Christi bricht die Zornesgluth der Synagoge wider die Bekenner seines Namens in helle Flammen, in eine allgemeine Verfolgung der Gläubigen aus. Stephanus, der Diakon, stirbt als der Märtyrer Erster den Tod der Steinigung. Saulus tobt. Zahlreiche Jünger und Jüngerinnen des Herrn fliehen aus Jerusalem. Nur die Apostel bleiben zurück ; sie harren standhaft aus — in Mitte unerbittlicher, grausamer Feinde. Und sieh', Jahr auf Jahr vergeht, und nicht wagt die Synagoge, so lange Maria lebt, das Leben eines Apostels anzutasten. Befremdet

fragt die Gelehrsamkeit : Warum legen die geschwornen Feinde der Kirche denn nicht zuerst und alsbald die Hand an deren Grundstein, an das Collegium der heiligen Apostel ? Mit dankbarer Ueberzeugung antwortet auf diese Frage die katholische Frömmigkeit : „Darum bleiben bis zum Todesjahre der Mutter des Herrn die heiligen Apostel unangetastet und unverfehrt, weil sie Jesus dem Schutze dieser seiner Mutter anvertraut und weil sie die weise und die mächtige Jungfrau ihre schirmende Hand getreulich gehalten hat über die Anfänge und Grundvesten der Kirche ihres Sohnes.“ So bricht die Bosheit, welche vor nichts sonst zurückbebt, kraftlos zusammen vor dem Taubenblicke der Unschuld und der Heiligkeit. Ja, o Jungfrau ! so bewährtest Du Dich als die echte, hochherrliche Braut, von welcher Salomo's, Deines Ahnherrn, hohes Lied singt : „Ganz schön bist Du und makellos ; aber auch schrecklich und fürchtbar, wie eines Heerlagers geordnete Reihe !“

Die biblischen Lesungen in der heiligen Messe.

(Schluß.)

Das ist das Loosungswort der Liebe der Apostel: den Völkern alles zu geben, himmlische Wahrheit und Gnade, dabei ihre menschliche Arbeit, ihre Ermüdung, ihren Schweiß, ihr Blut und ihr Leben, ohne Gewinn in dieser Welt. Die uneigennützigste Liebe, das heiligste Mitleid mit den verirrtten Seelen trieb die Apostel auf die Wege ihrer Wanderschaft. Gott bot den Völkern seine Wahrheit dar auf den glühenden Händen seiner Liebe, das himmlische Brod seiner Lehre wie auf goldener Schale. Die Liebe, mit welcher die Apostel ihr Leben und Blut zum Opfer boten in einer Welt, welche sie nicht kannte, die sie spröde und kalt empfing, die mit Gedanken und Plänen des Mordes ihr Leben verfolgte, sollte den Zorn der Welt beschwören, sollte die Herzen erwärmen und für die Wahrheit öffnen, welche ihnen mit solcher Liebe sich anbot. Nie hatte die Welt solch' eine Liebe gesehen. Wohl hatten heidnische Weisen im Morgen- und Abendlande Lehrstühle der Weisheit aufgeschlagen, auf welchen allerlei Gelehrtes erörtert, abgehandelt und bewiesen wurde; aber diese Weisen blieben ruhig in ihrem Lande, ließen die Schüler zu sich kommen, schritten hochmüthig einher, bis zu den Zähnen in ihren Philosophemantel gehüllt, lehrten für ausgewählte Kreise, für hervorragende Talente, für die feine, vornehme, hohe Welt, für die, welche etwas mehr wissen. Sie machten sich keine Sorge um die grenzenlose Unwissenheit und Irthümer der Völker. Auch unsere modernen Heiden, die sich ihrer Weisheit rühmen, tragen keine Lust, mit persönlicher Aufopferung und Gefahr dem Volke ihre neue Weisheit ungeschminkt mitzutheilen; dazu sind sie viel zu klug und vorsichtig. Nur Christus hat einzig und allein, er hat zum erstenmal und auch zum letztenmal, so lange die Welt steht, das große Wort gesprochen: „**Gehet hin und lehret alle Völker;**“ die ganze Welt ist eure Schule, jeder Mensch euer Schüler; wartet nicht ab, bis die Menschen zu euch kom-

men; gehet ihr zu ihnen; wandert auf und ab durch die unermessliche Schule; wandert durch Dank und Undank und lehret alle.

Mit diesen Worten Christi war den Aposteln die ganze Menschheit ins Herz gelegt. Und während Christengemeinden unter ihren Arbeiten aufblühten, während blühende Christengemeinden die Wege ihrer Wanderschaft weithin bezeichneten, trieb die heilige Unruhe, das Mitleid und die Liebe sie immer weiter in die Ferne hinaus. Die vielen Völker, denen noch nicht gepredigt worden, schwebten bittend vor ihren Augen. Sehnsüchtig war ihr Blick immer nach der Ferne gerichtet, von wo das Gebot des Herrn ihnen immer aufs neue winkte: lehret alle Völker. Während sie aber unaufhaltsam vorwärts gingen, blieb die Erinnerung der Liebe an die gestifteten Kirchen, an die jungen, blühenden Christengemeinden in immer frischer Kraft. In ihrem Herzen trugen sie die theueren Gegenstände ihre Anhänglichkeit und Sorge, ihre Söhne und Töchter in Jesu Christo mit sich. Und während sie gegenwärtig in mündlicher Rede sprachen, sprachen sie zu den Abwesenden in **Briefen**, in welchen sie bedeutende Fragen beantworteten, Mißverständnisse berichtigten, falsche Ansichten zerstreuten, vor Irthümern, vor Sünden und Abfall warnten. Es sind Briefe, in welche ihre Liebe gehaucht, in welchen die Kraft und Begeisterung ihres Glaubens weht, in welchen der Apostel sich abspiegelt wie die Gestalt und das Antlitz eines Menschen im klaren Strome. In der anspruchslosen, demüthigen Form der Briefe flechtet sich das heilige Band der edelsten Freundschaft, welche je zwischen Menschen bestand, die Freundschaft zwischen den Aposteln und ihren Söhnen. „**Siehe,**“ spricht der hl. Chrysostomus, „**der Apostel verbindet alle mit sich, alle, welche in weiter Ferne wohnen und welche ihm nahe sind: die ihm nahe sind, durch den heiligen Friedensfuß, die ihm ferne sind, durch die Briefe.**“ Aber es ist nicht bloß die menschliche Größe und Liebenswürdigkeit des

Apostels, was die Briefe adelt und verklärt. Man bedenke, daß die Apostel nicht bloß mit menschlichem Wissen und menschlicher Kraft lehrten, sondern daß der heilige Geist mit ihnen war, wenn sie mündlich oder schriftlich lehrten, wie er früher schon mit den Propheten und heiligen Schriftstellern der Bücher des Alten Testaments gewesen war. So war es also auch Gottes Stimme, welche erst und hehr aus diesen Zeilen sprach. Es waren Briefe, welche Gottes Güte aus unserm himmlischen Vaterlande an uns arme Fremdlinge auf Erden sandte.

Kein Wunder also, daß diese Briefe der Apostel heilig verwahrt, daß ihr Inhalt mit heilshungriger Seele aufgerommen wurde. Und wo konnten sie besser verlesen werden, als beim heiligen Mesopfer, bei dem Opfer, wo die Christen sich als Familie zusammensanden? Bei dem heiligen Opfer, wo die Apostel selbst mündlich das Wort des Heiles zu verkünden pflegten, wurden auch ihre Briefe verlesen. So geschieht es noch bis zu dieser Stunde. In vierundzwanzig Stunden reißt jeder Apostel noch jetzt lehrend um das Erdenrund. Die Epistel in unserer heiligen Messe ist nichts anders, als ein Abschnitt aus einem Briefe eines der Apostel. Nur einigemal wird ein Stück aus der Apostelgeschichte oder der Offenbarung Johannis gewählt, oder wir werden in das Alte Testament zurückgeführt, wo die Stimmen der Propheten erklingen, welche Christo vorangehen, sowie die Apostel ihm nachfolgen, während er im Mittelpunkte und in der Fülle der Zeiten steht und alle Schriften auf ihn hinweisen.

Nachdem aber die Epistel wie eine eifrige Botin und Heroldin auf ihn hingewiesen, tritt Christus in dem heiligen Evangelium selbst vor uns hin. Es ist das Evangelium in der heiligen Messe wie ein angezündetes Licht, welches auf den Weg seines Lebens fällt, vor unsern Augen eine Strecke desselben beleuchtet und einzelne Züge seiner Hoheit oder seiner Erniedrigung enthüllt; oder es ist wie ein Bächlein aus dem großen Strome der heiligen Lehre, welcher aus Christi Mund geflossen, mit welchem er die dürre Welt getränkt hat. Christi

Bild haben uns mit treuem Griffel die vier Evangelisten gezeichnet. Ehe noch ein Maler den Pinsel ergriffen, Christi Bild und Scenen seines Lebens zu malen, hatte schon der heilige Geist die Evangelisten bewogen, dieses Bild in ihren Schriften zu zeichnen. Das ist das Bild unseres Ahnherrn, des Stammvaters der Familie der Christen. Von ihm kommt all unsere Christenwürde, unser ganzer Christenadel. Er hat uns die Macht gegeben, Kinder Gottes zu heißen. Darum, wenn die Familie der Christen zusammenkommt und sich als eine Familie beim heiligen Opfer freudig findet, wird Christi Bild im Evangelium ausgehängt, von der Kirche in die heilige Messe eingewebt. Nie wird die heilige Messe gefeiert, ohne daß das Evangelium gelesen wird. Und wie ein theures und hochgehaltenes Bildniß in einen Rahmen eingefast wird, welcher in Stoff und Zierde die hohe Verehrung bezeugt, wie dankbare Liebe und Bewunderung an festlichen Tagen es noch besonders umkränzen, so wird auch das Evangelium mit bedeutsamen Ceremonien, den Zeugen der Verehrung und Liebe im Herzen der Kirche, umgeben. Der Priester steht vorerst gebeugt in der Mitte des Altars, ehe er zur Lesung des Evangeliums schreitet, und bittet um Reinigung seines Herzens und seiner Lippen, wie mit glühender Kohle. Die Gläubigen erheben sich, wenn das Evangelium anhebt, gleich den Knechten die aufrecht stehen vor dem Angesichte ihres Herrn, ehrfurchtsvoll bereit, seinen Willen zu hören, um ihn zu erfüllen. Der Priester wie das Volk bezeichnen sich die Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuzeszeichen, denn Christi Bild, seine Lehre und sein Leben wollen sie in der Tiefe ihres Herzens tragen, wollen sie bekennen mit dem Worte des Mundes, wollen sie auf offener Stirn tragen, daß sie ihr ganzes Leben, ihr geheimes Denken und Wollen, wie ihr lautes, offenes Thun überrage und beherrsche. Nach der Verlesung aber küßt der Priester das Buch des Evangeliums, in welchem mit Worten das Bild Jesu Christi gezeichnet ist, mit dem Kusse der Huldigung und der unverbrüchlichen Treue.

An festlichen Tagen aber umkränzen noch andere Ceremonien das Evangelium. In

feierlichen Messen wird das Evangelienbuch zwischen brennende Kerzen gesetzt, und bei mildem, klarem Lichterscheine, in den Duft des Weihrauches eingehüllt, singt der Diakon die heiligen Worte ab. Im Mittelalter aber, wenn die Ritter in feierlicher Rüstung dem Amte beizwohnten, pflegten sie im Brauche mancher katholischer Länder ihre Schwerter zu Halste zu entblößen, indem sie damit zeigten, daß unter dem kalten, eisernen Harnisch ein warmes, wahrhaft christliches Ritterherz schlage, das bereit sei, das Evangelium des Herrn gegen seine Feinde zu schirmen, um das Evangelium einen kriegerischen Wall zu bilden, die aber auch wissen, daß das Evangelium selbst die Sanftmuth und Erbarmung preist und Schonung und Mitleid gegen die Feinde vor der eisernen Strenge der Gerechtigkeit will.

In solcher Weise spricht unsere Kirche ihre unbegrenzte Ehrfurcht, ihre rückhaltlose Huldigung an die Evangelien, an die heilige Schrift aus. In solcher Weise hat sie dieselbe in den Tagen des Mittelalters ausgesprochen. In diesen Ceremonien spricht sich das Herz und die Seele unserer Kirche aus. Sie sind die Blüthen, welche aus ihrem inneren Leben keimen und mit ihrer Schönheit die heilige Schrift umranken.

Die katholische Kirche gerade hat von Anfang an die heilige Schrift bewahrt, hat in den Volkern die tiefe Ehrfurcht gegen sie gepflanzt und gepflegt. Auf den Versammlungen ihrer Bischöfe, auf den Concilien war die heilige Schrift als Gotteswort auf erhabener Stelle wie auf einem Throne gelegt. Auf den Lehrstühlen der Wissenschaft wurde ihr Inhalt erklärt. In die unermeßliche Tiefe ihres Gotteswortes vertieften sich sinnend und betrachtend die Heiligen unserer Kirche. König Ludwig IX. von Frankreich, welcher der Kirche so unverdächtig vorkam, daß sie ihn unter ihre Heiligen zählt, trug die heilige Schrift auf seinen Zügen bei sich und erklärte sie in erbaulicher Rede seinen Dienern. Von König Alphons von Neapel und Arragonien meldet die Geschichte, daß er vierzehnmal die heilige Schrift mit ihrer Erklärung gelesen habe, was vielleicht in neuerer Zeit kein weltlicher Fürst

ihm nachgeahmt hat. Mein Wunder, daß uns denn auch eine Belesenheit in der heiligen Schrift zu jener Zeit entgeentritt, welche uns in Staunen setzt. Sobald die neuen Sprachen in Europa sich herausgebildet und festgesetzt hatten, sobald man begonnen hatte, sich zu ihrer Abfassung von Schriften zu bedienen, begannen auch Uebersetzungen einzelner Schriftstücke und der ganzen heiligen Schrift in die Landessprache, nicht nur in Deutschland, sondern in allen katholischen Ländern Europas.

Was aber noch mehr ist, als äußere Huldigung und Werthhaltung der Uebersetzung der heiligen Schrift; — ist es nicht gerade die katholische Kirche, welche in unbefränktem Glauben vor den Aussprüchen der heiligen Schrift sich beugt, ohne mit frevelnder Hand ihren Sinn zu verletzen, ohne mit dem Gifthauche des Zweifels den reinen Glanz ihrer göttlichen Autorität zu trüben? Und gerade die heilige Messe wieder zeigt uns diese unbegrenzte Hochachtung, diesen rückhaltlosen Glauben. Unsere Kirche beugt sich in jeder heiligen Messe vor den Worten des Herrn, welche die heilige Schrift berichtet: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut“, und obgleich sie das tiefste Geheimniß verkündigen, wagen wir es nicht, auch nur einen Augenblick die Worte anders zu deuten, als sie buchstäblich lauten.

Aber vergessen wir es nicht: die heiligen Schriften des Neuen Testaments sind für die Familie Gottes in seiner heiligen Kirche geschrieben. An diese sind insbesondere die Briefe gerichtet, in welchen die Apostel mit liebevollem, bekümmertem Herzen sprechen. In ihnen ist das Bild ihres Hauptes Jesu Christi, die Geschichte ihres himmlischen Ansehens und die Thaten und Leiden seines Lebens mit unverlöschlichen Zügen dargestellt. Nie haben die Apostel eine Schrift dazu ausgesandt, Juden oder Heiden zum Christenthum zu führen, nie eine Schrift als Fahne ausgestreckt, um welche die Völker sich sammeln sollten; auf ihren Füßen ging das lebendige Evangelium zu den Ungläubigen hin. Die lebendige Rede aus ihrem Munde bewirkte die Befehle, so daß die Apostel die Worte des Propheten anwenden: „Siehe, wie schön sind

die FüÙe derer, die den Frieden verkündigen, verkündigen das Gute“, und erklären kann, der Glaube komme aus dem Hören. In der Familie Gottes und seinem Reiche versteht man die heiligen Urkunden der Familie. Wer aber drauÙen steht, wer fremd ist dem Leben und der lebendigen Auffassung der Familie, dem werden auch ihre Briefe und Urkunden dunkel und unverständlich bleiben.

Darum warnt unsere heilige Kirche vor dem Geiste der Spaltung, welcher sich von der lebendigen Lehre der Kirche lossagt und auf eigene Faust aus der heiligen Schrift sich seinen Glauben machen will. Das aber ist die Tendenz der Bibelgesellschaften, die heilige Einheit zu zerreiÙen und jeden bloÙ in den Besitz der Urkunden zu versetzen, so daÙ sie einstimmen in das Geschrei: „Widerlegt uns einzig und allein aus den heiligen Schriften“, und aus demüthigen Jüngern der Wahrheit Lehrer des Irrthums werden. Darum haben die Päpste warnend ihre Stimme gegen diese Gesellschaften erhoben.

Der lebendige Strom der Wahrheit, welcher von den Lippen Christi geflossen ist, ist nicht erstarrt; er rinnt noch immer klar und lebendig durch die Auen der katholischen Kirche. Dieselbe Wahrheit, ganz und unversehrt, hat Christus in das Herz und auf den Mund seiner Apostel und seiner heiligen Kirche niedergelegt, so daÙ sie durch alle Zeiten hin sprechen wie Christus. Mit diesem Worte der Wahrheit sind die Apostel in die Welt gegangen; mit diesem Worte wandern unsere Missionäre durch die Welt, alle Völker lehrend. Sie begnügen sich nicht damit, ganz gefahrlos Bibeln in Häfen, an Inseln und Eilanden und auf den Wegen auszustreuen und sie ihrem Schicksale zu überlassen; sie bringen die Wahrheit mit ihren Mühen, unter Lebensgefahren, in derselben aufopferungsreichen Liebe, in welcher die Apostel sie dargeboten haben. Und wie die schriftlichen Urkunden der Apostel, die heiligen Schriften, sich anschließen an der Apostel lebendiges Wort, welches ihnen schon vorausgegangen war, und aus diesem ihr Licht und ihre Klarheit empfangen, so knüpft die Kirche an

das geschriebene Wort der Epistel und des Evangeliums das mündliche Wort der Predigt an Sonn- und Festtagen an, an welchen die ganze Familie Christi um die Altäre sich sammelt. Wie bei feierlichem Hochamte zwischen dem klaren Scheine der Lichte das Evangelium gesungen wird, so zündet auch die Predigt aus dem lebendigen Schatze der Wahrheit Lichte an, welche das Dunkel über der heiligen Schrift zerstreuen, bald diese, bald jene Wahrheit, bald diesen, bald jenen Zug im Bilde unseres Heilandes besonders ins Licht stellen. Das Wort der heiligen Schrift fängt an zu athmen und wieder lebendig zu werden; es quillt und fließt über in einen lebendigen Strom des Unterrichtes, der Erbauung, der Andacht und der Begeisterung, welcher durch die Herzen zieht. Und um so größer wird der Segen und die Wirksamkeit des Wortes sein, als es ertönt, eingewebt in den feierlichen Gottesdienst, in die Messfeier, welche selbst wie mit hundert Armen den zerstreuenden Tumult des irdischen Lebens abwehrt und bricht, heilige Stimmungen in die Herzen ausstreut und zu höherem Sinnen und Trachten himmelan hebt. Wenn unsere Väter die herrlichen gothischen Kirchen bauten, lieÙen sie nicht zu, daÙ das helle Sonnenlicht, wie es in die Bürgerhäuser hineinscheint und zu irdischen Beschäftigungen leuchtet, so auch in die Kirchen hineinleuchte. Sie lieÙen es nicht zu, daÙ man durch das weiÙe Fensterglas in den Kirchen noch die Gebäude und Bäume und all die irdischen Dinge drauÙen sehen und an sie in Zerstreung seinen Blick heften konnte. Darum haben sie die Fensterscheiben mit Glasur überzogen; die Gluth der Farben zündeten sie am Fenster an, und die Gestalten der Heiligen deckten den zerstreuenden Ausblick, damit der Geist ungestört in heilige Betrachtung sich versenke. Ein Aehnliches soll der Christ in gleicher Weise thun, wenn er die Kirche betritt. Der Schleier der Vergessenheit soll über die zerstreuenden Außen- dinge gezogen werden; die höhere Welt soll ihm aufgehen, heilige Bilder durch seine Erinnerung ziehen, höhere Betrachtung seinen Geist beschäftigen. Dazu hilft die heilige Messe. Wenn dann in der Predigt das leben-

dige Wort der Wahrheit ertönt, so fällt es auf ein wohlberichtetes Erdreich, und man wird nicht besorgen und beklagen müssen, daß das Predigen das undankbarste, das unfruchtbarste aller priesterlichen Geschäfte sei.

Neben dem Altare, auf welchem unser Opfer gen Himmel erhoben wird, neben dem Tische der Gnaden, auf welchem im heiligen Abendmahl das Brod des Lebens in unser bodenloses Elend auf Erden sich versenkt, steht die Kanzel in den Kirchen in der engsten Beziehung mit dem heiligen Opfer. Ueber ihr glänzt das Wort des Herrn: „Lehret alle Völker; lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Sie ist des predigenden Christus Schifflein, welches am Strome der Zeit vor Anker liegt, in welchem der Heiland dem vorübergehenden Menschengeschlechte die unwandelbare Wahrheit predigt; sie ist die Anhöhe, von welcher aus Christus gelehrt hat. Schon seit den ersten Zeiten der Kirche war die Belehrung mit der heiligen Messe verbunden. In jenen Zeiten und in ihren einfachen Verhältnissen, als noch die ganze Christengemeinde sich an Sonn- und Festtagen um den Hirtenstab des Bischofs versammeln konnte, trat dieser auf und brach das Brod der Lehre mit seiner Predigt, das übend, was bildlich der Hirtenstab zeigt, die Trägen aufstachelnd und anspornend, die Guten lenkend und in Ordnung haltend, die Abirrenden zurückrufend.

Als mit der wachsenden Zahl der Gläubigen die heiligen Messen sich vervielfältigten, sich auf mehrere Punkte der Städte und auf das gläubige Land ringsumher vertheilten, erstanden überall auch erhöhte, geheiligte Stätten, von welcher aus die Priester das Wort Gottes verkündigten. Noch sind uns aus alter Zeit jene frommen Betrachtungen, jene erleuchtenden und begeisterten Reden erhalten, mit welchen die Heiligen der Kirche den Gottesdienst zierten, die Herzen erhoben. Auch die Gabe der Beredsamkeit wurde in der Kirche geweiht. Ihre flammende Begeisterung, der Reichthum des Gedächtnisses, die Bilder der blühenden Einbildungskraft, die Gewandtheit und Zierde der Darstellung wurden demüthig hingegeben

in den Dienst der Worte Jesu Christi: Lehret alle Völker. Sie wurden niedergelegt zu den Füßen Jesu Christi, daß sie von ihm ihre neue, heilige Bestimmung erhielten, von ihm geweiht und gesegnet würden; sie wurden als Opfer für Gott dargebracht und dadurch nicht zerstört, sondern noch verschönert und verklärt. Und diese heilige Beredsamkeit der Kirche sucht alle Wege auf, um zum menschlichen Geiste und Herzen zu kommen. Sie lauscht auf die Neigungen, sie knüpft an die uns umgebenden sichtbaren Dinge an, wie auch Gott, der große Prediger der Wahrheit, es nicht verschmähte, durch einen Stern die Weisen zu führen, wie Paulus, sein großer Apostel, bei den Heiden anknüpfte, indem er ihnen Stellen aus ihren heidnischen Dichtern citirte.

Und wohl muß die Kirche besorgt sein um dieses Amt. Denn außer dem Beispiele gottseligen Lebens, welches auch eine Belehrung ist, hat sie zumeist nur das Wort der Lehre an die gottentfremdete Welt. Zu Gott sendet sie ihr Gebet auf, für die Menschen aber hat sie keine andere Waffen, ihre Herzen zu erobern und zu regieren, als das Wort: Gehet hin, lehret alle Völker. Die Kirche kennt keinen Zwang, keine scharfen Waffen, keine blutigen Eroberungen. Wir wollen freien Glauben, wie er freien Menschen ziemt; wir wollen aufrichtige, innere Hingebung an die Wahrheit. Wohl mögen Fürsten mit Gewalt uns ihren Glauben aufzuzwingen suchen, die Kirche thut es nie.

Der hl. Athanasius hat schon unsere Handlungsweise proclamirt; er, der Vielverfolgte, wollte andere nicht verfolgen. „Das ist das Eigenthümliche der Religion und Liebe, daß sie überzeugt, nicht zwingt,“ sagt er. Sein Leidensgefährte, der hl. Hilarius von Poitiers, spricht: „Wir beklagen das Elend unserer Tage und die thörichten Meinungen einer Zeit, wo man den allmächtigen Gott durch die gebrechlichen Menschen und die Kirche Jesu Christi durch weltliche Macht zu schützen glaubt. Auf welche Götter haben sich denn die Apostel gestützt, als sie das Evangelium predigten? Welche Waffen haben sie zu Hülfe gerufen, um Christi Lehre zu verkünden?“ So rufen die

heiligen Väter aus von fernen Orten und aus noch ferneren Zeiten zu. Und daselbe ruft in Amerika gleich nach Entdeckung der neuen Welt ein spanischer Ordensmann unter dem Beifalle der Frommsten und Besten seiner Zeitgenossen aus. Die spanischen Eroberer wollten durch Gewaltthatigkeiten die Amerikaner nöthigen, Christen zu werden. Da erklärte der Ordenspriester Pater Bartholomäus von DImeda dem spanischen Oberfeldherrn: „Solche Vorgänge halte ich für ungerecht; man darf die Religion nicht mit dem Schwerte in der Hand predigen, man darf die Ungläubigen nicht mit Gewalt bekehren; zu solcher Eroberung gehören andere Waffen, nämlich der Unterricht, welcher die Geister erleuchtet, und das gute Beispiel, welches die Herzen gewinnt. Nur durch diese Mittel kann man die Menschen bewegen, ihren Irthümern zu entsagen und die Wahrheit anzuerkennen.“ So sprach in unserm Amerika ein spanischer Mönch im sechszehnten Jahrhundert, in einem Jahrhundert, welches so viele Verfolgungen der Katholiken sah. Der Mann trug die Constitutionen, welche Religionsfreiheit zusagen, schon unter dem Gürtel.

Diese Freiheit anerkennend, öffneten seit den

ersten Zeiten die Christen die Pforten zur Anhörung der Predigt allen Menschen, welche kommen wollten. Auch in jener Zeit, als bei den eigentlichen Geheimnissen des Opfers und der Communion keine anderen, als Katholiken anwohnen durften, war der Eingang bis zur Beendigung der Predigt Heiden und Juden offen. Alle Un- und Irrgläubigen drüsten sich um den Lehrstuhl der christlichen Wahrheit schaaren und wären hier so wenig ausgeschlossen, als in dem Auftrage des Herrn: „Lehret alle Völker;“ „Gott hat die Völker heilbar erschaffen,“ heißt es im Bude der Weisheit. Wer kann sagen, wie und wann er in dem Un- und Irrgläubigen durch seine Gnade den Glauben bilden wolle, der zur Kirche führt, welche die Pforte des ewigen Heiles ist; ob der Sünder nach dem Sacramente der Buße, dem zweiten Brette nach dem Schiffbruche, greife? Und wahrlich, wenn der Prediger nach langem Predigen auch nur eine Seele gewonnen, auch nur eine vorbereitet hat, daß sie von einem andern gewonnen werden kann, dann ist sein Predigen nicht vergebens, dann ist sein Leben nicht verloren. Wie mancher meint Großes gethan und ausgerichtet zu haben und hat der Menschheit nicht so viel gewonnen und errettet, als eine Seele wiegt.

„Gefährlicher,“ sagt der heilige Leo, „ist ein heimlicher Nachsteller, als ein offener Feind.“ Ein Feind, der euch Vorwürfe macht, ist nie so gefährlich, weil ihr ihm entweder zuvorkommen, oder weil ihr euch gegen ihn rüftet, oder weil ihr ihm ausweichen, oder doch wenigstens ihn noch bei Zeiten besänftigen könnet; nicht so aber der verborgene Feind: dieser liebt seinen Groll so sehr, daß er ihn wie Feuer unter der Asche verdeckt hält, damit er sich lebhafter erhalte.

Der Leib und die Seele haben mit einander so enge Verbindung, daß die Empfindung des einen durchgehends auch die Empfindung des andern ist. Die Seele hat also den gemessensten Antheil an den Peinen des Leibes. Aber als der edelste Theil des Menschen und Beherrscher desselben fühlt sie in der Hölle

auch eigne, das ist, geistige Peinen; die namlichen, die sie vor der Auferstehung des Leibes schon duldete. Sie fühlt Wehe in ihrem Verstande, Gedächtnisse und Willen.

Sehr weise bemerkt der heilige Bonaventura, daß kein Fürst aus Haß gegen seine Feinde sein eigenes Land zerstört, wohl aber die Länder, die seinen Feinden gehören; dorthin kehrt er das Schwert, dorthin trägt er das Feuer, dorthin ergießt er seinen Zorn. „Die Könige und Mächtigen der Erde vermüsten, um ihren Feinden zu schaden, ihre Länder.“ Gott aber macht es nicht so. „Gott aber vermüstet sein eigenes Land.“ So sehr haßt Gott die Sünder, daß er ihretwegen sogar seine eigenen Länder, seine Tempel, seine Altäre, seine Wohnurten und selbst seine Himmel zerstört. Wie großes Uebel muß also die Sünde sein.

Die lateinische Sprache in der katholischen Kirche.

Über dieses für jeden Katholiken interessante und auch hochwichtige Thema hielt im geselligen Verein Ludwig Windthorst Herr Pfarrer Milz einen Vortrag. Da die katholische Kirche wegen des Gebrauchs der lateinischen Sprache so oft angegriffen wird und die Einwürfe der Gegner — z. B. bei Einführung der deutschen Sprache würden die Gläubigen alles verstehen — auf den ersten Blick ein bestechliches Aeußere besitzen, so glauben wir unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir über diesen Vortrag ausführlich nach der „Märk. Volkszeitung“ nachfolgend ausführlich berichten.

Herr Pfarrer Milz führte ungefähr Folgendes aus :

Es ist eine uralte Erfahrung, die Geschichte bestätigt sie, daß alle älteren Culturvölker, Aegyptier, Babylonier zc. sich bei ihren heiligen Handlungen einer todtten Sprache bedienten ; ebenso die Juden : sie bedienten sich bei ihren gottesdienstlichen Handlungen nicht der gewöhnlichen hebräischen Umgangssprache, sondern verwandten den sog. aramäischen Dialekt. In ähnlicher Weise verfährt die katholische Kirche, indem sie beim hl. Messopfer die lateinische, also eine todtte Sprache verwendet. Wie sehr die Kirche dieserhalb angefeindet worden ist und bis auf den heutigen Tag angefeindet wird, so hält sie doch an diesem Gebrauche mit eiserner Consequenz fest, sie hält sich daran fest, wo immer nur die Kirche Boden gefaßt hat, sei es in Amerika, Australien, oder auf den Inseln der Südsee.

Warum thut das die Kirche? Es sind hauptsächlich zwei gewichtige Gründe : Der Gebrauch der lateinischen Sprache hat auf der einen Seite viele Vortheile, bewahrt auf der anderen vor manchen Nachtheilen. Der Vortheil liegt vor allem in der Bekräftigung der Einheit der Kirche. Christus hat eine Kirche gestiftet ; diese eine Kirche strebt nach Einigkeit ; Einheit in ihrer ganzen Verfassung ist ihr Ziel. Die ursprüngliche Spracheneinheit wurde aufgehoben durch die Sprachenver-

wirrung ; die Sprachen-Gelehrten haben mit evidenten, ja positiver Gewissheit nachgewiesen, daß ursprünglich nur eine Sprache geherrscht habe. Die Sprachenverwirrung trat auf, aufgehoben war die einheitliche Sprache ; jedoch lassen sich heute noch alle Sprachen auf eine gemeinsame Wurzel zurückführen? Was bewirkt nun der einheitliche Gebrauch der lateinischen Sprache beim hl. Messopfer? Die Glieder der Kirche fühlen sich überall zu einer Familie vereinigt. Was die Familie im kleinen, ist die Kirche im großen. Redner erhärtet dies durch einen Beweis aus dem praktischen Leben. Denken wir an Amerika, Polen, Franzosen, Deutsche, sie alle fühlen sich so lange nicht als Amerikaner, als sie noch ihre Muttersprache nicht verlernt haben, erst wo der Zeitpunkt eingetreten ist, daß sie ihre Muttersprache nicht mehr beherrschen, und nur noch englisch sprechen, fühlen sie sich erst als Amerikaner. Was würde nun da entstehen, wenn jedes Land beim Gottesdienste sich einer anderen Sprache bedienen würde? Es würden viele Gemeinden entstehen, viele Vorsteher würden an ihre Spitze treten, die kirchlichen Gemeinschaften würden zu Staats-Gesellschaften herabsinken, das jeweilige Landesoberhaupt würde gleichzeitig kirchliches Oberhaupt sein und nach Laune und Willkür bestimmen können, mit einem Worte : die Kirche würde zu einer *Slave* in des Staates herabgewürdigt werden, Despotismus wäre die unausbleibliche Folge, wie dies heute schon buchstäblich in Rußland, Bulgarien und anderen Ländern der Fall ist. Die Kirche ist nurmehr noch ein Anhängsel des Staates. Die Einheit der Sprache beim Gottesdienste ist also ein wesentliches (essentiales) Merkmal. Durch diese Einheit wird gewissermaßen jene würdevolle Harmonie hervorgezaubert, die wir so sehr bei der katholischen Kirche bewundern. Gehen wir nach Frankreich, kommen wir nach Spanien oder New York, überall in der Kirche daselbe „Gloria“, daselbe „Credo“, daselbe „Sanctus“ u. s. w. Bewegt man sich in

einer fremden Großstadt, alles ist uns fremd, fremde Leute, fremde Laute, man sehnt sich zur Heimath zurück. Betreten wir aber eine k a t h o l i s c h e K i r c h e, wie anheimelnd! Der Priester tritt an den Altar in demselben Ornat wie bei uns, er verrichtet dieselben Messgebete wie bei uns, macht dieselben Ceremonien wie bei uns. Genau so, wie heute die hl. Messe gelesen wird, genau so ist sie gelesen worden vor 1000 und fast 2000 Jahren, genau so wird sie, wenn die Erde noch so lange besteht, gelesen werden nach 1000 Jahren. Welch' ein erhebender Gedanke! Man fühlt sich eins mit den Christen der ersten Kirche, mit den Christen der Katakomben, man fühlt sich eins mit Millionen und abermals Millionen, die geblutet haben für die e i n e Wahrheit des Christenthums.

Zweitens verhindert der einheitliche Gebrauch der lateinischen Sprache wesentliche Nachtheile. Durch den Gebrauch verschiedener Sprachen würde die Einheit der Kirche unfehlbar zerstört. Die Wahrheit ist aber nur e i n e, die Wahrheit, die wir von Christus überkommen haben, muß Wahrheit bleiben. Die lebenden Sprachen ändern sich außerordentlich. Der Unterschied ist unwesentlich in einem Zeitraum von 20 Jahren, nach 100 Jahren macht er sich schon sehr bemerkbar. Ja, bediente man sich der verschiedenen lebenden Sprachen, einen Lachreiz könnte der einzelne Hörer nicht unterdrücken. An einigen Proben wies der Redner die Veränderlichkeit der Sprache nach, Proben aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die Sprache ist das Kleid der Gedanken, sie reproducirt das eigene Ich, mit der Veränderlichkeit der Sprache würde

auch der Sinn der einzelnen Gebiete eine Veränderung erfahren. Der Bestand der Glaubenseinheit würde wesentlich geändert. — Redner widerlegte sodann die Einwände, wie: Es wäre doch besser, wenn man sich der Landessprache beim Gottesdienste bediente, man würde dann doch alles verstehen u. s. w., Einwände, die selbst von — leider schlecht unterrichteten! — Katholiken erhoben würden. Bei der heiligen Messe handelt es sich nicht um eine Belehrung, wo eine solche in Frage steht, da bedient sich selbstverständlich die Kirche der Muttersprache. Die Predigten z. B. werden nur in der Muttersprache gehalten. Hier widerlegt der Vortragende die Märchen, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die Priester lateinisch zum Volk gepredigt hätten. Die hl. Messe ist immer dieselbe O p f e r h a n d l u n g, theils als Dank-, Bitt- und Sühnopfer. Der Papst würde ja die Erlaubniß geben können, die hl. Messe in der jeweiligen Landessprache zu lesen! Was würde die Folge sein? Der Priester würde kaum mehr die hl. Messe am Altare lesen können; wollten ihn alle verstehen, so müßte er, wie bei der Predigt, die Kanzel besteigen und seine Lungen bis zum „laut schreien“ anstrengen. Alle diese Nachtheile werden durch den einheitlichen Gebrauch der lateinischen Sprache aufgewogen. Um zum Schluß zu kommen, die lateinische Sprache erkennt jedes Kind, bei den lateinischen Gebeten findet sich in den Messbüchern die deutsche Uebersetzung. Fast 2000 Jahre besteht die e i n e Kirche Jesu Christi. Mit Recht kann man von ihr sagen: „Sie besitzt, sie athmet den Geist Gottes.“

Reicher Beifall lohnte die herrlichen Ausführungen des Herrn Pfarrers.

Ist Gott der Schöpfer der Menschen? so kann er keine Freude haben am Verderben Derjenigen, die er erschaffen hat. Ist er der Erlöser? so kann er Tönnen nichts Uebels wollen, die er erlösen muß.

Die Gottesgelehrten heißen das Licht eines Seligen das Licht der Verklärung, und hier gibt es keine Finsternisse mehr; seine Wissen-

schaft umnebelt keine Wolke der Dunkelheit, keine Hülle des Zweifels. Bemächtigt sich einmal dieses Licht einer Seele, so sieht sie klarer, als die Sonne, und selbst in dieser unterscheidet sie die Makeln; so ein Licht war zum Theile jenes der Apostel am heiligen Pfingstfeste, wo sie der heilige Geist erfüllte, fast in andere Menschen verwandelte, indem er sie alles lehrte.

S a n c i a n.

Nachdem der hl. Franziskus Xaverius durch seine Arbeiten, Tugendübungen und Wunderwerke das Christenthum in Indien festbegründet und ihm den Eingang in Japan geöffnet hatte, trieb ihn sein unerfättlicher Ezeleneifer, auch China dem Kreuze Christi zu unterwerfen. Allein Gott hatte es anders beschlossen. Zwar war es dem Heiligen gelungen, unterstützt von einem reichen Freunde und ermuthigt vom Vice-König von Swoa, eine Gesandtschaft für den Kaiser von China zu organisiren, aber der Gouverneur von Malacca widersetzte sich der Ausführung dieses Planes und ließ das Steuer des Schiffes hinwegnehmen, das den Apostel Indiens und seine Gefahrten nach China tragen sollte. Indessen ließ sich dieser dadurch nicht abschrecken; mit seinem treuen Dolmetscher Antonio bestieg er eine Barke, die nach Sancian, einer in der Nähe der chinesischen Küste liegenden Insel, segelte. Obgleich es nämlich damals noch keinem Ausländer gestattet war, das Reich der Mitte zu betreten, hatten die Portugiesen dennoch die Erlaubniß erhalten, auf Sancian Factorien anzulegen und mit den Chinesen in Verkehr zu treten. In seiner Hoffnung, eine der chinesischen Psunken werde sich willig finden, ihn nach China hinüberzuführen, sah sich der Heilige allerdings getäuscht; keiner der Kapitäne wagte den strengen Gesetzen Trotz zu bieten. Doch fand sich zuletzt ein Kaufmann, welcher ihn nach Canton bringen wollte unter der Bedingung, daß der Heilige sich vor den Thoren der Stadt an's Land setzen, dann gefangen nehmen und zum Vicekönig führen lasse, um diesem die Beweggründe seines Kommens zu erklären. Unterdessen segelten die portugiesischen und chinesischen Schiffe ab und Xaver mit seinem Begleiter blieb allein auf der damals fast öden Küste zurück, um den Kaufmann zu erwarten, der ihn an das ersehnte Gestade China's aussetzen wollte. Aber während er Tag für Tag wartete, wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen. In einer eizenden Hütte, den Stürmen der ungünstigen Jahreszeit aus-

geseht und von Allem entbloßt, vermochte sein durch zehnjährige Missionsreisen und durch die strengste Abtödtung erschöpfter Körper der Krankheit nicht zu widerstehen. Am 2. Dezember 1552 gab der große Apostel, die Augen auf das Kreuzifix geheftet, unter den Worten: „Auf Dich, o Herr, habe ich gehofft, nie werde ich zu Schanden werden,“ seinen Geist in die Hände seines Schöpfers. Nur wenige Schritte von der Hütte, in welcher er starb, befindet sich ein kleiner, gegen das Meer vorspringender Hügel, der oben eine Fläche von etwa 60 bis 80 Fuß im Durchmesser bildet. Dorthin trug Antonio die Leiche des Heiligen, um sie zu bestatten; er bedeckte sie mit ungelöschtem Kalk, damit sie um so rascher vertwese und er bei der Abfahrt des nächsten portugiesischen Schiffes die Gebeine mit sich nehmen könne. Wirklich wurde am 17. Februar 1553, also 76 Tage nach dem Tode des Heiligen, das Grab geöffnet, aber die Vertwefung hatte sich den heiligen Ueberresten nicht genahet; der Leichnam sowohl als das Gewand, mit dem er bedeckt gewesen, waren ganz unverfehrt und ein lieblicher Duft ging von ihm aus. Hoherfreut nahmen die Portugiesen den Schatz in ihr Schiff, brachten ihn zuerst nach Malacca und von dort nach Swoa, wo er bis heute ruht.

Obgleich Sancian nicht lange die Ehre hatte, diese kostbaren Reliquien zu bewahren, behält es doch als Sterbeort und als Begräbnißstätte des großen Apostels Indiens und Japans seine hohe Bedeutung für jedes christliche Herz, und es wird nur billig sein, wenn wir unsere Leser mit dieser Insel und speciell mit der Begräbnißstätte des hl. Franz Xaver näher bekannt machen.

Sancian (San-tschan oder San-tschan) ist die größte unter der gleichnamigen Gruppe von Inseln, welche in der Nähe des Festlandes der Mündung des Sikiang oder Westflusses gegenüber, südlich von der Bocca Tigris, sich erheben. Wie schon bemerkt, war sie, bevor die Chinesen im Jahre 1563 den Portugiesen das in der Nähe liegende Macao überließen, der

einziges Verkehrsplaz zwischen den Europäern und Chinesen; sobald jedoch Macao eröffnet war, wurde sie wieder sich selbst überlassen, und da die rings umher zerstreuten Inseln der Hauptstüz der berühmten chinesischen Seeräuber sind, konnte sie auch nicht ohne Gefahr besucht werden. Sancian hat nur ungefähr 8 Stunden im Umfang und seine Bevölkerung ist eine verhältnismäßig geringe; sie beträgt etwa 6—8000 Seelen. Auf den Bergen bemerkt man hier und da eine Baumgruppe, sonst aber sind sie kahl und unbebaut, während die Thäler gut angebaut sind und durch ihre Reisfelder hinlänglich die Bewohner ernähren. Ehemals soll die Insel von vielen Tigern verheert worden sein; die Legende aber erzählt, der hl. Kaverius habe sie vertrieben. Eines Nachts, als sie um seine Hütte ihr Geheul erhoben, sei der Heilige bloß mit seinem Stocke bewaffnet herausgetreten, habe ihnen im Namen Gottes befohlen, die Insel zu verlassen, und die wilden Thiere hätten sofort diesem Befehle Folge geleistet. In der That finden sich gegenwärtig auf der Insel keine Tiger mehr, wohl aber Schlangen, die indessen den Menschen nicht gefährlich sein sollen.

Obgleich Sancian nach der Eröffnung Macao's als Handelsplaz keine Bedeutung mehr hatte, hat es doch als der Sterbeplaz des hl. Franziskus Kaverius eine um so größere für die frommen Christen und für die Missionäre, denen es vergönnt war, in das große Missionsfeld einzudringen, das er ihnen hatte eröffnen wollen; daher wurde die Insel denn zuweilen von ihnen besucht. Wenige Jahre nach der Kanonisation des Heiligen wurde an seiner ersten Begräbnisstätte von den Jesuiten des Collegs von Macao ein Denkstein errichtet mit einer portugiesischen und einer chinesischen Inschrift. Die portugiesische lautet:

AQUI FOI SEPULTADO SANTO
FRANCISCO XAVIER
DA COMPANHIA JESUS
APOSTOLO DE ORIENTE.
ESTRO PADRAO SE LEVANTON
NO ANNO 1640.

„Hier wurde begraben der hl. Franz Kaver aus der Gesellschaft Jesu, der Apostel des Orients.

Dieses Denkmal wurde errichtet im Jahre 1640.“

Die chinesische aber, welche sich auf dem Rande des Steines befand:

„Der aus dem äußersten Abendlande hierhergekommene Lehrer aus der Gesellschaft Jesu, der hl. Franziskus Kaverius, ist im 32. Jahre des Kaisers Kiazim im Wintermonat in den Himmel eingegangen. — Im 12. Jahre Kaisers Tschungtschin haben die Mitglieder obiger Gesellschaft diesen Grabstein errichtet.“

Am Ende des nämlichen Jahrhunderts, i. J. 1698, wurde ein französisches Schiff in den Gewässern von Macao von einem heftigen Draken überrascht; in ihrer großen Gefahr machten die Passagiere das Gelübde, im Falle ihrer Rettung über der Begräbnisstätte des großen Wunderthäters, welcher bei Lebzeiten durch sein Gebet so manchen Sturm beschwichtigte, eine Kapelle zu erbauen. Unbeschädigt langte das Schiff im Hafen von Canton an, aber der Ausführung des Gelübdes setzten sich so viele Schwierigkeiten entgegen, daß es erst nach zwei Jahren den bei den chinesischen Mandarinen hoch angesehenen PP. Turcolli und Wisdelou gelang, die nothwendige Erlaubnis zu erlangen. Zu gleicher Zeit versprach auch der Vicekönig von Canton, das zu errichtende Monument und die ganze Insel unter seinen besonderen Schutz zu nehmen. Die beiden Missionäre ließen nun sofort die Arbeit beginnen. Es war ein Deutscher, welcher mit der Leitung und Ausführung des Baues beauftragt wurde, P. Kaspar Kastner aus München, seit 1691 Missionär in der Provinz Canton. Am 15. März 1700 landete er, begleitet von einer Schaar christlicher Arbeiter und einigen Soldaten, die der Vicekönig zum Schutze gegen die Seeräuber gegeben hatte, auf Sancian. Nachdem zunächst einige Hütten errichtet worden waren, wurde am 19. März, am Feste des hl. Josephs, nach einer feierlichen Messe der Anfang gemacht, am 2. Juni aber war das Werk bereits vollendet. Fünf Schritte unterhalb der

Begräbnißstätte erhob sich nun ein hohes Kreuz „dergestalt, daß dieses sichhafte Zeichen unseres Heiles denen aus Europa daselbst vorbeisegenden Schiffen vor allen anderen Sachen sichtbar und prächtig in die Augen fällt als ein scheinbares Zeugnuß, daß solches nunmehr in dem Reiche China nicht mehr heimlich sondern öffentlich verehrt werde und über den Satan obzige“. Die Begräbnißstätte selbst blieb mit dem 1640 errichteten Denkstein bezeichnet, und von derselben führten dann sieben Stufen zu der kleinen Kapelle hinauf, in welcher sich ein Altar zu Ehren des Heiligen befand. Der ganze Platz, etwa 90 Fuß lang und 40 Fuß breit, wurde mit einer fünf Fuß hohen Mauer umgeben. Seinen dreimonatlichen Aufenthalt benutzte P. Kastner, das Evangelium zu verkünden; die Anfangs ziemlich scheuen Insulaner wurden gewonnen und vor seiner Abreise konnte der Missionär 74 Katechumenen durch die Taufe in die Kirche aufnehmen.

Leider bestand dieses Heiligthum nicht gar lange; während der Verfolgung von 1724—1732 wurde es, wie so viele andere in China, zerstört. Von dem Zustande, in welchem sich die heilige Stätte wenige Jahre nachher schon befand, erhalten wir Kunde durch einen andern deutschen Missionär. P. Gotfried von Laimbeckhoven, welcher im Jahre 1736 mit sechs andern deutschen Jesuiten nach China kam, 1756 Bischof von Nanking wurde und nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu im Jahre 1787 im Alter von 80 Jahren starb, spricht von dem Grabe des hl. Xaverius in dem langen Reisebericht, welchen er von Macao aus am 4. Dez. 1738 an seinen Schwager, den Baron von Summerau, Präsidenten in den österreichischen Vorlanden richtete. Da der erste Herausgeber des Briefes, P. Keller, bemerkt: „Die Schreibart P. Godefridi ist richtig und zierlich und verdienet sein Brief so, wie er aus China in Europa angelangt, hier beigesezt zu werden,“ so wollen auch wir an seiner Sprache nichts ändern, sondern jenen Theil seines Berichtes, der sich auf Sancian bezieht, mit seinen Worten wiedergeben:

„Sanciano, jenes von dem kostbaren Tod des glorreichen Heil. Indianer-Apostels Francisci

Xaverii in aller Welt bekannte Eyland, ist nicht nur eine, wie man insgemein darvor haltet, sondern eine große Menge großer und kleiner Inseln, in deren einer dieser große Apostel des Orients seine kostbare Seele aufgegeben. Sie sind nur zum Theil bewohnt, sonst aber nur ein Aufenthalt armer mit Weib und Kindern auf den Schiffen wohnenden Fischer. Es sind diese Inseln wegen ihrer zierlichen Grüne sehr angenehm anzusehen, und gibt es eine Menge Canal durch solche, durch welche man nach Macao abfahren kann, ja wenn auch schon zuweilen einem größeren Schiff der behörige Grund fehlet, so sezt sich solches pur in Letten, ohne von einer Felsen und Steinklippen etwas Widriges zu erfahren. Der Wind bliese uns gerad von Westen und gestattete uns nicht hinüberzufahren, mithin stunden wir etliche Stunden müßig an Ankern. Die weilen sich aber indessen der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckte und uns ein gefährliches Ungewitter androhet, als ermahnte der Steuermann den Capitain, daß er ihme verlauben wolte, das Schiff unter dem Schatten der Sancianischen Inseln, mithin wider das Ungewitter in Sicherheit zu sezen. Der Capitain wollte sich hierzu keineswegs verstellen, aber mit seiner allzuspäten Reue; dann kaum hatte sich die Mitte der Nacht geendet, da kamme ein so gewaltiges Blitz- und Donner-Wetter, mit heftigem Sturm vermischet, loßgebrochen, daß es schiene, der Himmel wolte auf einmal mit allen Donnerkeilen auf uns zuschlagen. Alles demnach von dem Getöse der Wellen und Geprassel deren Donnerkeilen aufgeweket, ware in vollem Auslauff und dieweilen wir kein anderes Mittel, als unser Anker hatten, als wurfen wir derselben so viele wir konnten, segneten auch mit dem Heil. Kreuz-Holz das unbändige Meer und machten ein Versprechen zu dem wunderthätigen Heiligen Xaverio, demselben eine gesungene Dankmesse in Macao anzustellen, sofern er uns von Gott eine Linderung dieses Ungewitters erhielt. Es siele auch unser Ruffen nicht umsonst, dann nachdem dieses Ungewitter sieben ganze Stund auf das heftigste gewüthet, brache es endlichen mit dem Tag in einen gewaltigen Regen aus,

welcher auch in etwas dessen Hefigkeit gemäßiget. Dem 31ten (Juli) blieben wir wegen widrigem Wind an denen Andern stehen und feyerten das Fest unseres Heil. Ordensvatters. Den 1ten Augustmonat hielt der gestrige Wind hartnäckig an, und dieweilen wir nicht wußten, wie lang etwan solcher noch dauern wurde, als schickten wir den mit uns angekommenen Weltpriester auf einer Siniſchen Barquen nach Macao ab, um all dort dem Ehrwürdigen P. Visitator der Japanisch- und Siniſchen Provinz Patri Philippo Sibir, einem Teutschen aus der Ober-Rheinischen Provinz, unsere Ankunft anzudeuten, damit er uns etwann mit einem sichern Schiff nach Macao abholen ließe. Dem 2ten hatten wir widrigen Wind, doch gingen wir mit der Maree (Fluth) in etwas fort. Dieweilen wir nicht mehr als etwan zwei Meilen von der Grabstatt des Heil. Francisci Xaverii abtunden, waren wir schon an deme, um morgiges Tages auf einem siniſchen Schiffelein dahin zu fahren, jene Erden mit einem andächtigen Kuß zu verehren, so diesen kostbaren Gebeinen die erste Ruhestatt vergönnet. Es kame uns aber Nachts ein etwas günstiger Wind, mit welchem wir ohne Aufenthalt dem 3ten fruhe bei der heiligen Grabstatt vorbeigefahren, jedoch daß wir den Ort mit Augen-Nöhr ziemlich deutlich ausgenommen. Die heilige Grabstatt demnach kommet denen vom hohen Meere auf der Ost-Seite Schiffenden nicht zu Gesicht, sondern sie stehet auf der andern Seite des Eylands, das ist einwärts der Sancianischen Inseln. Heut zu Tag ist von dieser Grabstatt kein anderes Denkmal übrig, als ein Stein, in welchem sowohl in Latein als Siniſcher Sprache eingegraben, daß allhier der große Lehrer von Niedergang sein Leben beschloßen. Wohl ist es zu bedauern, daß einem so schätzbaren Ort nicht wenigstens eine Capelle aufgebauet: zu welchem man gar leicht die Erlaubniß der Siniſchen Mandarinen wurde erhalten können, als bei welchen nichts Heiligers, als die Verehrung deren Verstorbenen.“

Das Bedauern P. v. Laimbeckhovens sollte noch lange begründet, sein frommer Wunsch noch lange unerfüllt bleiben. Als später recht

trübe Zeiten für die Mission hereinbrachen, verfiel auch jene denkwürdige Stätte fast völliger Vergessenheit; erst mit dem erneuerten Aufschwung der Missionsthätigkeit erwachte auch wieder die Erinnerung an Sancian. Nur selten zwar konnten die armen Missionäre es wagen, die Insel zu besuchen; denn die Piraten machten das Meer zu unsicher. Dennoch fanden sich zuweilen Pilger dort ein. So z. B. brachte am 20. November 1864 ein amerikanischer Dampfer eine kleine Prozession von 120 Personen dorthin; unter ihnen befanden sich der Obere des Jesuitencollegs von Macao, P. Cahill, ein Irländer, ein französischer Jesuit, P. Rollinat, ein Missionär aus dem Pariser Seminar der auswärtigen Missionen und mehrere Weltpriester aus Macao. P. Rollinat feierte über der Grabstätte auf einem Tragaltar die hl. Messe, und regte durch seine Anrede den Gedanken an eine Umgestaltung dieser heiligen Stätte an.

Der energischen Ausdauer des apostolischen Vikars von Canton, des hochw. Herrn Guillemin, aus der Congregation der auswärtigen Mission von Paris, gelang es, den Wunsch der Verehrer des heiligen Xaverius nach einer Verehrlichung seiner Sterbe- und ersten Grabstätte in ausgiebigster Weise zu erfüllen. Im Januar 1867 wurde es ihm ermöglicht, Sancian zu besuchen; den direkten Seeweg von Canton aus wagte er zwar auch der Seeräuber wegen nicht einzuschlagen; dafür aber wählte er den sichereren aber bedeutend längeren, indem er sich in kleinen Barken von einer Insel zur anderen bringen ließ. So kniete er denn am 12. Januar 1867 nach viertägiger Reise zwischen den Ruinen. Er blieb daselbst 8 Tage.

„D mit welchem Entzücken, schrieb er in seinem interessanten Reisebericht (Canton, 25. Januar 1867), betrachtet man diese gesegnete Stätte, wie gerne verweilen die Gedanken bei dem großen Opfer, das einst hier dargebracht wurde. Jeden Morgen feierte ich die hl. Messe unter einer Bambushütte, die ich beim Grabe errichtet hatte, und dann betrachtete ich das Leben und den Tod des großen Apostels, der so Vieles zur Ehre Gottes und zur Verbreitung

des Evangelium beigetragen hat. Vor Allem betrachtete ich jenes Wort, an welches das Grab gleichsam von selbst erinnert und welches die wahre Devise aller Missionäre ist: „In morte vita“ (im Tode und durch den Tod das Leben). Ja hier müssen wir lernen uns selbst abzusterven; in diesem freiwilligen Tode, diesem Opfer und dieser täglichen Entsaugung werden die armen Heiden, denen wir das Evangelium verkünden wollen, und auch wir selber das wahre Leben finden, welches uns der Heiland versprochen hat.“

Damals faßte Msgr. Guillemin den Plan zu dem Werke, welches er dann trotz aller Schwierigkeiten in zwei Jahren zur vollen Ausfuhrung brachte. Ueber der Grabstätte des hl. Franz Xaver erhebt sich jetzt eine gothische Kapelle, 20 Meter lang, 10 Meter breit, mit 3 Altären und einem etwa 24 Meter hohen Thurme. Mitten in der Kapelle, an seinem ursprünglichen Platze, befindet sich der im Jahre 1640 errichtete Grabstein, jetzt aber mit prachtvollen Verzierungen aus weißem Marmor eingefast, welche die Inschrift tragen: In morte vita. Eine auf der Höhe des Berges errichtete und von einem Kreuz überragte Pyramide, die weithin sichtbar ist, soll den vorübersegelnden Schiffen die Insel und den Ort kenntlich machen, wo der Heilige starb. Endlich hat der seeleneifrige Prälat in einer Entfernung von ungefähr 20 Minuten von der Kapelle ein Missionsgebäude in der Nähe des größten Dorfes errichtet.

Die feierliche Einweihung der Kapelle fand bereits am 25. April 1869 statt; von Hongkong waren 200 Engländer in einem Dampfer

zum Feste gekommen und der Gouverneur von Macao hatte eine Kriegschaluppe gesendet, um den Missionären seine Glückwünsche zum glücklich beendeten Werke darzubringen und die Feierlichkeit zu erhöhen. Auch die ganze Bevölkerung der Insel, obgleich noch beinahe ganz heidnisch, war in Bewegung. Zum Danke dafür, daß Msgr. Guillemin ihnen eine Schule gegründet, sowie auch ihnen einige Kanonen zur Abwehr der Seeräuber verschafft hatte, wollten sie ebenfalls am Feste sich theiligen. Von neun Dörfern waren Deputationen erschienen. Mit ihren Musikbanden an der Spitze zogen sie prozessionsweise einher, indem jede nach Landesitte auf einer Tragbahre ein großes gebratenes Schwein trug, welches sie dem Prälaten als Willkomm anboten. Bei jeder Deputation befanden sich 6 Greise, welche bei der Kapelle, wo Msgr. Guillemin sie erwartete, angekommen, vor demselben niederknieten und ihn baten, er möge ihre Gabe als ein Zeichen ihrer Theilnahme an diesem Familienfeste und als ein Zeichen ihrer Hoffnung, daß der Himmel sie durch die Fürbitte des hl. Xaver segnen werde, geeignetst entgegennehmen. Der apostolische Vikar lud sämtliche Mitglieder der Deputationen nebst deren Familien zu einem ländlichen Feste auf den folgenden Tag ein und erwarb sich durch Vertheilung kleiner europäischer Gegenstände, die bis dahin noch nicht auf der Insel gesehen worden waren, vollständig die Herzen der einfachen Inselaner.

Allein der seeleneifrige Missionär wollte dem Apostel Indiens noch ein schöneres Denkmal setzen dadurch, daß er der Befehrung der Bewohner Sancians die größte Sorgfalt zuwendete.

„Vehr Viele erleiden die Strafen ihrer Sünden, und Niemand will die Schuld seiner Sünden einsehen.“

Du staunest über das Alter eines Menschen von hundert Jahren, über Adams und Mathuselems Tage; dir dünket wie ein Traum alles, was du vor dreißig, vierzig Jahren wirktest; und sieh, das ist kein Schatten, kein Kinkthen von der Ewigkeit; und wenn Adam und Ma-

thusalem bis jetzt gelebt hätten, so könnten sie nicht sagen: Nun haben wir einen Augenblick der Ewigkeit gelebt, diese ist nun für uns um eine Sekunde kürzer.

Der Herr ist mild und gerecht, heißt es im Psalme: nicht „gerecht und mild,“ sondern „mild und gerecht;“ denn Gott ist immer mild, bevor er strenge ist.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editorielles.

Auf dem Karmel bei den Fällen.

So glänzend wurde das Skapulierfest im Karmeliter-Hospiz beim Niagara noch nie zuvor gefeiert, wie am letzten 16. Juli. Zwar war der Himmel während des Vormittags nichts weniger denn freundlich. Aber die Pilger fanden sich zu Tausenden ein. Von Buffalo allein trafen zwei riesige Specialzüge ein und der weite Vorplatz des Klosters auf der Höhe belebte sich mit Besuchern. Das feierliche Hochamt wurde im Freien gehalten. Der prächtige, Blumen geschmückte Altar war in der Piazza errichtet und unter dem großen Zelte und dem freien Baldachin des Himmels standen die Gläubigen Kopf an Kopf. Celebrant war P. Bernard Fink, O. C. C.; die Festpredigt hielt der gefeierte Kanzelredner Dean Harris von St. Catharines, Ontario. Ein trefflicher Chorsang die Messe und es war, als lauschten Höhe und Thal den nie zuvor so laut erklingenden kirchlichen Weisen. Nach Schluß der Feier brach auch die Sonne siegreich aus dem Gewölke und nun entwickelte sich eine gemüthvolle Picnic-Stimmung im Anblicke der großartigen landschaftlichen Scenerie.

Die nachmittägige kirchliche Feier brachte eine herrliche Predigt durch den Prior des Hauses Very Rev. Theodore McDonald, O. C. C. Darauf hielt der Provincial der Karmeliter-Provinz in Amerika und Canada, Very Rev. A. J. Kreidt, O. C. C., eine seiner zündenden und herzegewinnenden Anreden in deutscher Sprache.

Nach Ertheilung des Päpstlichen Segens sang zum Schluß die ganze große Versammlung das Te Deum.

Das kleine Gnadenkirchlein wurde während des ganzen Tages nicht leer von frommen Betern, welche die großen Ablässe des Tages zu gewinnen suchten.

Heiliger Eindrücke und reicher Segnungen voll, kehrten die Wallfahrer am Abende wieder heim.

Aus dem berühmten Wallfahrtsorte Kevelaer

wird geschrieben: Von dem Umfange des hiesigen Pilgerverkehrs vermögen sich wohl die meisten der Sache Fernstehenden kaum ein richtiges Bild zu machen. Allein in der Zeit vom 28. Juni bis 3. Juli treffen hier 23 Sonderzüge mit etwa 15,000 angemeldeten Pilgern ein. Auf Sonntag entfallen hiervon 11 Züge mit rund 9000 Personen aus dem Ruhrgebiet und angrenzenden Distrikten; über 1000 Personen treffen am Montag aus Holland ein. Rechnet man hierzu nun noch die erhebliche Zahl der mit den fahrplanmäßigen Zügen und der in Prozessionen auf dem Landwege Eintreffenden, so dürfte die Gesamtzahl der in dem kurzen Zeitraum von nicht einmal einer Woche hier zu kurzem Aufenthalt weilenden Fremden mit 30,000 bis 36,000 nicht zu hoch veranschlagt sein. Für die ganze Dauer des sich auf die Sommermonate beschränkenden Pilgerverkehrs ergibt dies einen Besuch von 6—700,000 Personen in dem bescheidenen Landstädtchen von nicht 8000 Seelen.

Die Dummheit unserer Wegener kommt doch hin und wieder zu Tag.

Vor mir liegt ein Gesangbuch mit dem Titel: „Evangelisches Gesangbuch. Herausgegeben von der Bezirksynode Wiesbaden. Wiesbaden, Verlag des Geistlichen Witwen- und Waisenfonds.“ Dasselbe ist im Jahre 1894, dem III. Centenarium Palestrina's, erschienen und enthält auch Lieder von katholischen Verfassern. Da es aber wegen der protestantischen Lehrbegriffe unmöglich war, diese Texte genau nach

dem Original zu geben, so wurden sie seiner Zeit „christlich corrigirt“, das heißt der neuen Lehre angepaßt. Man nahm sich hierbei Luther zum Vorbild. Derselbe urtheilt in seinem Gesangbuche „Christliche Geseng Lateinisch und Deutsch zum Begrebnis. Wittenberg, 1542“ ubi die katholischen Kirchenlieder: „Zu dem haben wir auch, zum guten Exempel, die schöne Musica und Gesenge, so im Vagstumb, in Vigilien, Seelmessen und Begrebnis gebraucht sind, genommen, der etliche in die Büchlin drücken lassen, und wollen mit der Zeit derselben mehr nemen, oder wer es besser vermag denn wir, doch andere Texte darunter gesetzt. . . Der Gesang und die Noten sind künstlich. Schade were es, daß sie sollten untergehen. . . Es ist umb verenderung des Textes, und nicht der Noten zu thun.“ In diesem Sinne hat auch der 1858 verstorbene „Bischof der evangelisch-christlichen Kirche“ im Herzogthum Nassau, Haupt-Verfasser des Gesangbuches von 1841 und der Agende von 1843“ Aug. Lud. Christ. Heydenreich gehandelt und die alte katholische Sequenz „Stabat mater dolorosa“ (Christi Mutter stand mit Schmerzen) umgearbeitet in: „Seht am Kreuz den Mann der Schmerzen; seht mit tiefestgriff'nem Herzen, wie er blutet, wie er stirbt!“ zc. No. 84. — Auf S. 543 des — wir wiederholen — im Jahre 1849 erschienenen Gesangbuches ist unter dem „Verzeichnis der Liederdichter“ eine kurze Notiz über den Verfasser des lateinischen Originals ausgenommen worden, welche also lautet: Giacomone da Todi (Jacoponus de Benedictis), geboren zu Oberitalien, Franziskanermönch, vom Papste Bonifazius VIII., dessen Sittenlosigkeit er geißelte, zu dem beerühmten Kirchenmusiker Palestrina in den Kerker geworfen und wie ein wildes Thier gefangen gehalten, aber vom Volke selig gesprochen; † 25. Dezember 1306.“ Also Jacopone da Todi (der von 1526—1574 lebte), im Kerker! Armer Palestrina, in welche Hände bist du gefallen! Den Reiz der Neuheit kann man dieser Mittheilung der Bezirksynode gewiß nicht absprechen.

Uebertritt zum Katholicismus.

Der Cardinalerzbischof von London erklärte in einer katholischen Zeitung, daß seit dem Erlasse des Rundschreibens Leo XIII. 1895, in welchem England zur Rückkehr zur katholischen Kirche eingeladen wurde, 30,000 protestantische Engländer zur Kirche zurückgekehrt seien, oder jährlich durchschnittlich 9000. Es befinden sich darunter Männer, die zu den hervorragendsten Protestanten Englands gehörten, wie Mitglieder des hohen Adels, Abgeordnete und zahlreiche protestantische Geistliche. Man braucht die stille, tiefgründende religiöse Bewegung in England nur mit der sog. „Los von Rom“ Bewegung österreichischer Madaubrüder zu vergleichen, um zu sehen, daß der katholischen Kirche in beiden Fällen nur Glück zu wünschen ist. In England sind es ernste, tiefreligiöse Elemente, die zur katholischen Kirche zurückkehren, in Oesterreich verliert sie durch den im Grunde rein nur politischen Spectakel nur eine Gesellschaft von Leuten, die religiös längst verfault und abgestorben, den Anlaß benützt, offen zu zeigen, was sie im Geheimen längst schon war, das heißt, jenseits von jedem positiven Christenthum.

Zur Lage in Belgien.

Die Liberalen in Belgien können es nicht verschmerzen, daß sie die Vorherrschaft im Staate eingebüßt haben. Sie beschuldigen die Katholiken, das Land zu ihren Gunsten ausgebeutet und dadurch an den Rand des Verderbens gebracht zu haben. Die Liberalen wollen hiermit die Nothwendigkeit beweisen, wieder als regierende Partei ans Ruder zu gelangen. Thatsächlich aber sind es die Liberalen, welche dem belgischen Staatswesen während ihrer Herrschaft die schwersten Wunden geschlagen haben. Sie sind es, welche durch ihre bis aufs Aeußerste getriebene großkapitalistische Drgien die Socialdemokratie gefördert und gestärkt, Belgien zu einem Hauptummelplatz der Socialisten und Anarchisten gemacht haben. Jetzt machen sie mit den So-

cialdemokraten offen gemeinsame Sache; alle liberalen Späßen deklamiren es von den Dächern, daß sich das liberale Bürgerthum an die Seite der Socialdemokratie stellen müsse, um die Volksrechte gegen den Klerikalismus und Ultramontanismus zu verttheidigen.

Als ob die Volksrechte den Liberalen wo immer jemals heilig gewesen wären; als ob nicht die Liberalen sich in allen Ländern gegen die Volksrechte am schwersten veründigt hätten! Nicht die Volksrechte liegen den belgischen Liberalen am Herzen; ihnen ist es nur um die Herrschaft zu thun, und um diese wieder zu erlangen, ist ihnen kein Mittel zu schlecht. Sie verschreiben sich selbst dem Teufel des Socialismus, aber so dumm ist der nicht, daß er die Früchte seiner Arbeit andere ernten lassen würde. Davon werden sich auch die belgischen Liberalen überzeugen, wenn es ihnen gelingen sollte, den Socialisten zum Siege über das bestehende Regime zu verhelfen.

Der Parlamentarismus des fin de siècle ist im entschiedenen Niedergange begriffen. In Oesterreich will die parlamentarische Tretmühle nicht mehr functioniren, in Frankreich, Spanien, Italien, sind parlamentarische Tumulte auf der Tagesordnung. Aber geradezu anarchistische Zustände haben in Belgien Platz gegriffen. Die parlamentarische Obstruction ließ sich nicht an dem Skandal innerhalb des Sitzungssaales der Volksvertreter genügen; der Sturm wurde aus dem Parlament auf die Straße verpflanzt; der republikanische Zanzhagel lechzte nach Blut, um die Massen zu haranguiren. Schon handelt es sich, sagt man offen, nicht mehr um die parlamentarische Ordnung und das ministerielle Regime, sondern um den Bestand der Monarchie. Es ist aber bezeichnend, daß mit der Monarchie und der bestehenden staatlichen Ordnung der „Klerikalismus“ und der „Ultramontanismus“ die Bedrohten sind, während Liberalismus und Socialismus sich zum Ansturme gegen jene verbündet haben. In Frankreich spielen sich Socialisten, so bemerkt zutreffend die „Augsb. Postztg.“, als Vertheidiger der Republik auf, in Belgien reißen sie als Vertheidiger der Volksrechte die Führung an sich; hier wie dort

gehen die Liberalen mit ihnen Hand an Hand!

Die unmittelbare Veranlassung der Bewegung in Belgien ist die vom Ministerium ausgearbeitete Wahlreformvorlage. Die Liberalen und Socialisten haben sich verbündet, die Wahlreformvorlage zu vereiteln, um dadurch das katholische Ministerium zu stürzen und die eigene Herrschaft an dessen Stelle zu setzen. Die Regierung ist indessen zur Ueberzeugung gelangt, daß der seit 1891 eingeführte Wahlmodus — das allgemeine Stimmrecht, genehmigt durch das Mehrstimmensystem — unhaltbar ist. Es war der König selbst, welcher die Regierung veranlaßte, eine Wahlreform zu schaffen, die eine dem Stimmenverhältniß der verschiedenen Parteien besser entsprechende Zusammensetzung des Parlaments herbeiführen sollte.

Die Regierung bestrebte sich, dem Auftrage des Königs mit einer Vorlage nachzukommen, die sich als Mittelweg darstellte, deshalb erhoben die Liberalen und Socialisten Widerspruch. Denn daß der Regierungsentwurf nicht ausschließlich die katholische Partei begünstigt, geht daraus hervor, daß die Zahl ihrer Mandate nach Einführung des Gesetzes gegen bisher um zwölf zurückgehen würde. Allein die Gegner behaupten, daß sie neuerdings eine Einbuße an Mandaten erleiden, aber dafür ihre Majorität auf wenigstens 30 weitere Jahre sichern würden.

Was die Liberalen und Socialisten in Belgien zum Ansturme gegen die Wahlreformvorlage treibt, ist die Einsicht, daß auf Grund derselben die Stabilität einer conservativen Regierung erreicht werden würde. Dem Logenprogramme der Universalrepublik widerstrebt diese Aussicht allerdings schmerzhaft. Leider haben die belgischen Christlichsocialen trotz aller schon ergangenen Mahnungen und Warnungen des Papstes geglaubt, ihren demokratischen Standpunkt hervorkehren zu müssen, indem sie durch Stellungnahme gegen den Regierungsentwurf den vereinigten Liberalen und Socialisten eine willkommene Waffe in die Hand gaben. Möchten sie rechtzeitig und wirksam beherzigen und möchten die Katholiken aller Länder zur Nachahmung sich vor Augen halten, daß nur Einigkeit stark macht.

Ueber die neuen Ausgrabungen auf dem Forum zu Rom.

Im Jahre 1884 waren die großen Ausgrabungen auf dem Forum in Rom, welche 1871 begonnen worden waren, beendet. Seitdem ist, von kleineren Untersuchungen spezieller wissenschaftlicher Probleme abgesehen, in der Forschung ein Stillstand eingetreten. Erst seit dem November 1898 ist man, dank der Fürsorge des italienischen Unterrichtsministers *Bacelli*, der sich schon in den achtziger Jahren um die Aufdeckung lebhaft bemüht hatte, von neuem daran gegangen, die noch unerledigten Aufgaben zu lösen, und schon jetzt sind bereits wichtige Entdeckungen und Veränderungen auf dieser einzig berühmten Stätte zu verzeichnen.

Die Arbeiten, die noch in vollem Gange sind, richten sich zunächst darauf, die zahlreichen aus den Ausgrabungen der letzten 28 Jahre stammenden Architekturfragmente, die bisher ohne Ordnung über den Platz zerstreut lagen, zu classificiren und soweit als möglich bei den Gebäuden zusammenzustellen, denen sie ursprünglich angehörten. So hat man die colossalen Blöcke von dem dorischen Gebälk der Basilika *Nemilia* zusammengetragen, die Stücke der *Noftra* und die Architekturtheile des *Concordientempels* vereinigt. Diese Ordnungsarbeit soll eine Vorarbeit sein für die Reconstruction derjenigen Denkmäler, bei denen die Vollständigkeit der Reste dies gestattet. Bei den großen Monumentalbauten freilich, die bis auf die Fundamente vom Erdboden verschwunden sind, wird dieses Bemühen vergeblich sein. Begonnen haben diese Reconstructionsarbeiten mit der Aufstellung zweier Colossalssäulen an der Nordseite der *sacra via*, welche in der Zeit des *Dioletian* errichtet worden waren. Es läßt sich denken, wie sich schon hierdurch die allbekannte Physiognomie des Forum verändern muß.

Ein Lieblingswunsch des Ministers *Bacelli* ist die Wiederherstellung des *Bestatempels*, von dem zahlreiche Säulen- und Gebälkreste aus den früheren Ausgrabungen bereits in der

Nähe umherlagen. Bei den Vorarbeiten hierzu fand man in dem Fundament einen kellerartigen Raum, von dem anzunehmen ist, daß er zur Aufnahme der Asche des heiligen Feuers diente. Leider sind von der ganz aus Marmorquadern bestehenden Cellawand nur unbedeutende Stücke erhalten und auch die Reste des Gebälkes und der Kassettendecke mußten bei der Zusammenfügung so stark gestückt werden, daß es fraglich erscheint, ob die Wirkung des Ganzen nach der Wiederstellung eine günstige sein wird. In unmittelbarer Nähe des *Bestatempels* ist eine kleine *Aedicula* wieder aufgerichtet, die man vielleicht besser in ihrem alten Zustande gelassen hätte, weil auch hier der Eindruck des Zusammengefügten der vorherrschende ist.

Auch neue Resultate haben die Ausgrabungen bereits mannigfach gebracht. Es wurde festgestellt, daß vor der *Hednerbühne*, die mit der Fassade des *Cäsartempels* verbunden war, ein großer Opferaltar gestanden hat, eine Entdeckung, welche langen wissenschaftlichen Erörterungen jetzt ein definitives Ziel gesteckt hat. In eine mittelalterliche Straße an der Nordostecke dieses Tempels verbaut, wurden Stücke großer Pilaster, Gesimse und Gebälkes aufgefunden, die wahrscheinlich von eben diesem Tempel herrühren. Die Nordstraße des Forums wurde bis auf das antike Niveau freigelegt und bis zum *Servusbogen* verfolgt und dabei wurde ein Monument freigelegt, welches das Interesse weitester Kreise in ungewöhnlichem Maße auf sich gezogen hat. Es wurde nämlich ein nahezu quadratischer Platz aufgedeckt, von einer *Travertinschwelle* eingefast und innen mit schwarzem Marmor gepflastert. Hier glaubte man das Grab des *Romulus* gefunden zu haben, von welchem überliefert wird, daß ein schwarzer Stein seine Stelle bezeichnet habe, und daß zwei liegende Löwen auf ihm dargestellt gewesen seien. Die Vermuthung hat sich indessen nicht bewahrheitet. Weder von den Löwen ist eine Spur entdeckt worden, noch ist es ein Stein, sondern eine Menge schwarzer Steine, die hier vereinigt sind. Auch die topographische Lage des Ortes stimmt nicht zu den Angaben über das Grab, und schließlich scheint

das Grabmal schon im zweiten nachchristlichen Jahrhundert von der Erde verschwunden gewesen zu sein. Das ganze Monument gehört vielmehr der allerspätsten Zeit Roms an, aber die Phantasie italienischer Fremdenführer wird gewiß gern an der ersten Vermuthung festhalten, daß hier Romulus begraben sei. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Servusbogen genauer untersucht, wobei man die überraschende Entdeckung machte, daß das Pflaster des durch ihn führenden Weges ganz modern ist. Unter ihnen kamen nämlich Münzen Napoleons I. und Pius VII zum Vorschein, und wer bis dahin in Rom über die vandalische Zerstörung mittelalterlicher Straßen geklagt hatte, mußte sich zufrieden geben. Abgesehen von kleineren Untersuchungen und Funden, wie dem einer hochwichtigen alterthümlichen Inschrift, hat man nun auch begonnen, den hochgehäuften Schutt vor der Front des Saturntempels wegzuräumen, bei welcher Gelegenheit sich wichtige Beobachtungen über einen älteren Bau, wahrscheinlich den älteren Saturntempel, machen ließen.

Für die nächste Zeit gedenkt die Ausgrabungsleitung ihre Anstrengungen auf das wichtigste Problem der Forumstopographie, die Freilegung der Basilika Aemilia, zu concentriren. Hoffentlich wird es nicht an Mitteln fehlen, um die hierfür nothwendigen Expropriationen vorzunehmen. Ist diese materielle Schwierigkeit beiseite geräumt, können wir von dem sachkundigen und energischen Vorgehen des derzeitigen Leiters der Ausgrabungen die werthvollsten Bereicherungen unserer Kenntniß dieser wichtigsten Stelle des alten Roms erwarten.

Der Friedenscongreß hat sich vertagt, der Krieg bleibt in Permanenz.

Ueber die Abhaltung des nächsten Katholiken-Tages in Deutschland wird aus Berlin geschrieben: „Es ist jetzt endgültig festgesetzt worden, daß der nächste Katholikentag in der bekannten Festung Meiß an dem gleichnamigen Fluß in Oberschlesien vom 27. bis 31. August tagen wird.

Die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst“

hat in den Tagen vom 30. Juli bis 1. August in Eichstätt ihre diesjährige General-Versammlung, die siebente seit ihrer Begründung, abgehalten. Neben den geschäftlichen Verhandlungen und geselligen Veranstaltungen war für die Zeit der General-Versammlung auch eine Ausstellung geplant, welche die interessantesten Kunstwerke aus der Vergangenheit Eichstatts und seiner näheren Umgebung vereinigen wird. Gewiß hat die natürlich schöne Lage der alten Bischofsstadt im reizenden Altmühlthale dazu beigetragen, daß viele Mitglieder und Freunde der Gesellschaft für diese Tage nach Eichstätt kamen.

Es sei uns gestattet, bei dieser Gelegenheit unsere Leser, besonders die hochwürdige Geistlichkeit von neuem darauf aufmerksam zu machen, daß in den Ver. Staaten ein Zweig-Verein der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst besteht. Vertreter der Gesellschaft ist Herr Bildhauer Heinrich Schmitt, Professor am Canisius-Colleg in Buffalo, N. Y. Der Jahresbeitrag beläuft sich auf \$2.75 und berechtigt das Mitglied zu der prachtvollen Jahresmappe der Gesellschaft. Eine möglichst weite Verbreitung dieser Gesellschaft in den Ver. Staaten, wo der Kunstsinne, besonders der Sinn und das Verständniß für christliche Kunst, noch so sehr darnieder liegt, wäre sicherlich mit Freuden zu begrüßen. Bis jetzt hat es der Zweigverein erst auf ca. 45 Mitglieder gebracht; darunter sind mehrere Erzbischöfe und Bischöfe, einige Studien-Anstalten, Priester und Journalisten. Es wäre aber verkehrt, daraus zu schließen, daß die Gesellschaft nur für die „Studirte“ da sei. Die darstellenden Künste sprechen, wie die Musik, eine allen civilisirten Menschen verständliche Sprache, und an den vom Geiste der Frömmigkeit durchwehten Darstellungen in der Jahresmappe der „deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ kann sich der einfache Arbeiter und Bauer ebenso erbauen wie der Gelehrte.

(„Wanderer.“)

Das Gebet der alten Indianerin.

Einen Zug kindlicher Gottesverehrung zeichnete P. Secoq, ein Olate der Unbefleckten Jungfrau Maria, in seinen Missions-Erinnerungen folgendermaßen :

„Da war unter den Wilden ein steinaltes Mütterchen von 84 Wintern — sie zählen nicht nach den Sommern. Ihr Gedächtniß zählte einen reichen Schatz von Gespenstergeschichten, sie könnte euch den ganzen Tag davon erzählen. Man rede von der Jagd, man frage, wie man den Bären fangen, wie die Hasen erlegen müsse — das Alles weiß sie ; aber wenn man von der Religion anfängt, wenn man ihr auch nur das aller kürzeste Gebet einbringen will, da verläßt sie das ganze Gedächtniß. Eines Tages setzte sie meine Geduld mehr als gewöhnlich auf die Probe und ich sagte ihr, ich könne sie unmöglich zur heiligen Taufe zulassen, sie sei viel zu unwissend. Da fiel das arme Mütterchen auf die Knie und beschwor mich mit Thränen um Barmherzigkeit. „Wie, mein Enkel,“ sagte sie, „wirfst du es über dich bringen, daß du mich auch noch nach meinem Tode dem Elende preisgibst, mich, die ich schon während meines Lebens so viel erdulden mußte?“ — Sie zeigte einen so lebendigen Glauben, daß ich ihr die Taufe versprach. Von nun an stand sie täglich schon lange vor der Thüre unserer Blockhütte, um den Beginn der heiligen Messe abzuwarten, der sie mit einer Jedermann erbauenden Andacht beiwohnte. An Sonntagen trug sie außer der gewöhnlichen Kleidung aus Elenthierhäuten noch einen Lederack, einer Hirtentasche an Form und Größe ähnlich, während der Messe in ihren Händen. Am ersten Sonntag ärgerte mich das, doch sagte ich kein Wort ; als ich aber am folgenden Sonntag wiederum diesen Sack in ihren Händen sah und meinte, sie habe „Medicinkräuter,“ d. h. abergläubische Mittel in demselben, frug ich sie in ziemlich barschem Tone, ob sie denn noch immer zum Teufel ihre Zuflucht nähme. „Ach, mein Enkel,“ sagte sie, „zürne mir nicht ! Du hast mir gesagt, ich sei das unwissendste Weib in der Welt und das ist wohl wahr, da ich auch nicht das kleinste Gebet zu Gott sagen kann. Und

das ist der Grund, weshalb ich den Sack in meinen Händen trage.“ Mit diesen Worten zog sie ein großes Packet Birkenrinde aus dem Sacke, das ein zweites und dieses ein drittes ähnliches enthielt ; dann kam ein Papier und noch ein Papier und endlich ein schönes Bild der lieben Mutter Gottes mit einem herrlichen Gebete. „Da ich während der Messe Gott nichts zu sagen weiß,“ erklärte sie mir, „bitte ich Gott also um Barmherzigkeit ! Mein Gott, ich bin so dumm wie ein Vieh (ich kann den indianischen Kraftausdruck nicht wohl übersetzen und gebe nur den Sinn) ; du kennst jedoch alle die guten und schönen Dinge, die auf diesem Bilde geschrieben sind, und alle diese schönen und guten Dinge sage ich zu dir — nimm sie an !“

So lautete das Gebet dieses guten Mütterchens. Ich spendete ihr wenige Tage nachher die heilige Taufe, dann reiste sie allein in einem Rinden-Canoe nach dem Elsee (Caribu-See), um dort den Winter zuzubringen. Ich konnte die arme Alte nicht ohne Thränen scheiden sehen. Welche Mühsale harrten ihrer während des langen Winters ! sie hatte kein Blockhaus und die Nahrung muß sie sich unter Schnee und Eis suchen.“

Die kriegerische gloire unserer Ver. Staaten hat auf Cuba und den Philippinen große Opfer an Geld und Blut gefordert und welche Lasten unser Volk für den leichtsinnig heraufbeschworenen Krieg fernerhin noch zu tragen hat, entzieht sich vorläufig jeder Berechnung.

Aber trauriger und folgenschwerer sind doch noch die Arbeiterkriege, deren Scenen während des verfloffenen Monats mehrere der bedeutendsten Industrie-Städte unseres Landes waren. Das sind Anzeichen einer tiefer liegenden, elementaren Macht, der Unzufriedenheit des Volkes mit seiner Lage. Solche Aufstände sind die Vorläufer des drohenden Umsturzes, dem wir offenbar entgegensteuern, wenn es nicht bald gelingt, die Herzen wieder dem Kreuzes-Glauben zuzuwenden, der mit seiner versöhnenden Liebe allein die Abgründe überbrücken kann, die immer weiter und tiefer unsere sociale Welt zerklüften.

ANOTHER theory advanced as to St. Patrick's birthplace: "The question of where was St. Patrick born often crops up, and it would seem as if there were as many claimants for the honour of his birth as there were for that of Home.. The Rev. Edward O'Brien, of Limavady, starts a new theory in a late issue of the Irish Ecclesiastical Record. The patron saint of Erin has generally got the credit of hailing from Scotland, but Mr. O'Brien claims Spain as the land of his nativity. He (Mr. O'Brien) holds that St. Patrick was either born at Emporia, or was living there when a very young child. Em-

poria is on the Clyde (not the Scottish river of that name, but the Clodenus) which falls into the Gulf of Rosas (Rhoda), a gulf of the Thyrrene Sea, the Mare Infernum of the Romans. The saint's grandfather was a presbyter, or member of the Supreme Council, and his father was a decurio. The city of which he was decurio was Vicus, an episcopal see. It was on the river Alba Flubia, in the territory of Tiburne. The arguments for this theory are most logical, and are certain to lead to an interesting discussion amongst archaeologists and historians."

Don Lorenzo Perosi, seine Oratorien und Kritiken.

Von Karl M. Busch.

(Schluß.)

Es erübrigt uns noch die Besprechung des zweitheiligen Oratoriums: „La trasfigurazione di Christo.“ Dieses Oratorium Perosis bildet mit den bereits erwähnten einen Oratorien-Cyklus, dem man die Ueberschrift geben könnte: La Vita del nostro Signore (das Leben unseres Herrn). Ein kurzes Präludium, in dessen Finale die Melodie des Kirchenliedes „Christ ist erstanden“ verwoben ist, versetzt uns in eine andachtsvolle Stimmung. Der Text für den ersten Theil: La trasfigurazione ist dem neunten Kapitel von 1—13 incl. des Markus-Evangeliums entnommen; für den zweiten Hauptheil: „La Liberazione de ossesso“ verwandte Perosi die Fortsetzung desselben Kapitels von 14—26 incl. Nachdem der Evangelist (storico) uns in kurzem Recitativ: Et post dies sex assumit Jesus . . . mit der Handlung bekannt gemacht hat, fällt der Chor: Rex coeli prodiit nach der Melodie des erwähnten Kirchenliedes unisono, ein. Die figurirte Instrumentation dieses Chores ist meisterhaft. In dem folgenden Recitativ des storico verlegt der Komponist die unbetonte Silbe di des Wortes „candida“

unbegreiflicher Weise auf das betonte dritte Viertel des c-Taktes. Wenn auch durch das Metron der 16tel Noten in der Instrumentation diese musikalische Lizenz in etwa vertuscht wird, so müssen wir doch im Allgemeinen dieses Vorgehen als einen Verstoß gegen den Accent des Wortes bezeichnen. Schön ist die Arie: Rabbi, bonum est non hic esse, in der die Seligkeit des Petrus fast handgreiflich ausgedrückt ist. Das sechsstimmige, prachtvolle Chor-Recitativ: „Terribilis est locus iste“ bildet den Uebergang zur trasfigurazione: Et facta est nubes. Begleitet von der Arpa (Harfe) und im feinsten Orchester-Pianissimo erklingen die Worte des himmlischen Vaters: „Hic est filius meus carissimus“. Der Evangelist wird in seinem folgenden Recitativ immer wieder unterbrochen von Intermezzi, welche die große Seligkeit auf Tabor wiedergeben sollen. Endlich nach einem längeren Zwischenspiel, in dem die überschwängliche Freude ihren Höhepunkt erreicht, fragen die Jünger den Herrn in einem Terzett: Quid ergo dicunt Pharisei et Scribae, quia Eliam oportet venire primum? Und nach-

dem Christus in einem wunderschönen Recitativ die erklärende Antwort gegeben hat, folgt als Finale des ersten Theiles, nur begleitet von dem organo (Orgel), der Hymnus: *Lux alma Jesus mentium* in der ersten, dritten und letzten Strophe, die durch zwei Orchestervarianten verbunden sind.

Der zweite Haupttheil (*La Liberazione del Ossesso*) hat die beiden Unterabtheilungen: *La smanie* und *Il miracolo*. Er steht im vollsten Gegensatze zum ersten Theile dieses Oratoriums. Während sich eben noch oben auf Tabor die größte Seligkeit und Freude des Himmels im reinsten Lichte offenbarte, finden Christus und seine Jünger unten im Thale nichts als Schmerz und Traurigkeit. „*Magister attuli filium meum ad te, habentem spiritum mutum.*“ Schauer erregend klingt das Recitativ, worin uns die furchtbare Gewalt des bösen Feindes auf den von ihm Beseffenen geschildert wird, den die Jünger des Herrn vergeblich beschworen hatten. „*O generatio incredula.*“ Es ertönt die vorwurfsvolle Arie des Herrn: „*afferte illum ad me.*“ — Der folgende Orchestersatz erinnert im Anfang ganz an die Stelle des Mendelssohn'schen Frühlingliedes: „*Drum wach, erwach du Menschenkind!*“ nur mit einer Aenderung in der Taktart. — „*Et attulerunt eum.*“ Nun bricht die entsetzliche Raserei des Beseffenen gegen den Herrn los. Es folgt ein Tongemälde (*La smanie*), in dem uns der Komponist mitfühlen läßt, wie schrecklich die Einwirkung aller satanischer Macht auf den armen Beseffenen ist. In einem dissonirenden Durcheinander des Orchesters erzählt der Vater des Beseffenen all das unermessliche Leid, das der Teufel in grausamem Spiele seinem „*ab infantia*“ rasenden Sohne angethan hat. Der Wechselgang zwischen Christus und dem Vater des Beseffenen mit der Arie: „*Credo Domine*“ ist tief ergreifend. Der starke Glaube an die Allmacht des Herrn wird bald belohnt. Hoch feierlich gebietend erhebt Christus seine Stimme: „*Surde et mute spiritus . . . exi ab eo . . . Et multum discerpens eum, exiit ab eo.*“ Die *tromboni* als *Soli* in dem nachfolgenden Orchester-

satze, in einem Canto solenne gehalten, bezeichnen das eben von Christus vollbrachte große Wunder. Das Werk beschließen als Dankeshymnen an den Herrn die Strophe: *Jesu tibi sit gloria*, dann der Chor: *Rex coeli prodit*, wie im ersten Theile des Oratoriums nach der Melodie „*Christ ist erstanden*“, und das vierstimmige „*Te pacis principem*“; alle drei Melodien sind von einer wirkungsvollen, fugenartigen (*a 4 voces*) Instrumental-Composition begleitet und bilden so einen würdigen Abschluß des ganzen Werkes.

Bilden wir nun ein Gesamturtheil über Perosi und seine Oratorien, so müssen wir uns sagen, daß der junge maestro zweifellos ein originaler Künstler, ein talentvoller Komponist und gebiegen gebildeter Musiker ist, der nach dem Zeugnisse des Direktors der Regensburger Musikschule, Dr. Haberl, „die Werke Palestrinas und der klassischen Meister des 16. Jahrhunderts fleißig und mit Begeisterung studirt und gehört hat.“ Ein anderes Zeugniß, auf das wir auch hohen Werth legen, stellen Boito und Verdi unserem Jungmeister Don Perosi aus. Dieser sandte eine Copie seiner „*trasfigurazione di Christo*“ an Arrigio Boito mit einem kurzen Schreiben, worauf eine Antwort erfolgte, die in der Uebersetzung lautet: „*Thurer Meister!*

Ihren werthen Brief, der mich aufs angenehmste berührte, erhielt ich gestern hier zu St. Agatha; aber die Partitur, die gleichzeitig hätte folgen sollen, bli. ^h aus. Sie erwarten mich in Mailand, wo ich in einigen Tagen eintreffen werde.

Ich werde dann die schon mit Beifall aufgenommene „*Trasfigurazione*“ mit um so mehr Interesse prüfen, und ich bin sicher, darin einen neuen und vollkommeneren Beweis Ihres außerordentlichen Talentes zu finden, das ich schon in Ihren ersten Arbeiten bewunderte („*erkannte*“ im Italienischen).

Ich danke Ihnen sowohl für das Geschenk der Partitur, als für die freundlichen Gesinnungen, die Sie damit zum Ausdruck brachten. Mit immer lebhafterem Interesse nehme ich Notiz von dem schnellen und glorreichen Fortschritt, den Sie machen, und nicht wenig fehlt,

und Sie stehen auf dem Gipfel der schönen Kunst.

Meister Verdi, dessen Gast ich bin, beauftragt mich, Ihnen seine Grüße und lebhafteste Freude zum Ausdruck zu bringen, denen ich mich von ganzem Herzen anschliese."

Und in der That! Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Perosi für sein jugendliches Alter von 26 Jahren bereits Großartiges geleistet hat. Seine Musik ist die Frucht seines natürlichen, außerordentlichen Genies, das, geleitet durch ein andauerndes, mit Lieb' und Lust betriebenes Studium der Klassiker aller Schulen, sich frei entfaltet. In Perosis Musik liegt eine ernste, erhabene Mystik, die aus der tiefsten Seele des gottbegnadeten Komponisten hervorquillt. Man findet in den großen Geistesanlagen Perosis oft so glückliche Seiten, daß sie gleichsam Quellen für neue Melodien, für Kompositionen und Rhythmus sind, die, verbunden mit der Harmonie und Modulation unter Anwendung der Kunstgesetze neue Formen und treffliche Akkordfolge ergeben. Die Hauptkraft Perosis birgt sich wohl in der feinen Harmonisirung der Chöre, bei deren Aufbau er, dem Beispiele der alten Meister folgend, seine reiche, schöpferische Kraft und Erfindung verwerthet. Was Perosi von einem Palestrina gelernt hat, sind Art und Form der altitalienischen Kirchenmusik; und die sind unserem Jungmeister dank eifrigen Studiums in Fleisch und Blut übergegangen.

Von Lorenzo Perosis Chöre in den besprochenen Oratorien sind jedoch nicht im reinen Palestrinastil geschrieben, sondern sie haben einen etwas modernen Beigeschmack, wie wir ihn in den Werken nennenswerther katholischer Kirchenmusiker, wie eines Michael Haller, Piel, Friedr. Schmidt, Karl Thiel, Wiltberger u. a. vorfinden. Die größte Aehnlichkeit hat Perosis Musik wohl mit der des spanischen Priesters Tommaso Ludovico da Vittoria (1510 bis 1608), da jener wie dieser das Objektive und Typische mit Originalität und Subjektivität eng zu verbinden weiß.

Was nun die Instrumentation der Oratorien angeht, so begegnen wir stellenweise Tonfolgen und Klangkombinationen, die uns an Bachs

und Wagners Musikstil erinnern könnten; doch kann bei Perosis Musik von einer Kopie der Geistesprodukte dieser Meister keine Rede sein. Hat Perosi seinen „Bach“ so gut studirt und verstanden (was wirklich der Fall ist), daß man sich nicht scheute, von einem „katholischen Bach“ zu reden, so müssen wir auch diesem unserm Jungmeister wieder hoch anrechnen. Perosis Harmonie lehnt sich zwar eng an Bach an, ist aber reicher, belebter im Rhythmus und mannigfaltiger in ihrer Modulation, als die des großen Jugensehers. Daher kann von einer „Kopie S. Bachs“ nicht die Rede sein, und wir müssen den verleumderischen Vorwurf einer noch obendrein „absichtlichen“ „Kopie S. Bachs“ auf das energischste zurückweisen. Und nun zu Wagner. Bei dem symphonisch-orchestralen Theile kommen mehrere Stellen vor, bei denen man sich an dritten Akt aus dem „Tannhäuser“ oder an die Graß-Scenen im „Parsifal“ stark erinnern möchte. Perosi hat auf eigene Aussage hin von Wagners Musik bisheran nur „Die Walküre“ gehört, und ist als Liebhaber alter Kirchenmusik in strenger Richtung mit moderner Musik wenig zu vertraut. Und wirklich: Perosis Musik ist nicht absolut wie die eines Wagner; diese ist mehr der Ausdruck reflektirender Geistesethätigkeit, jene der Ausfluß freier, natürlicher Empfindung. In der Behandlung des Recitativs folgt Perosi allerdings der Wagner'schen Idee. Ueber Perosis Kenntniß in der geschickten Besetzung der Orchesterstimmen dürfen wir im allgemeinen kein abfälliges Urtheil geben. Manche Stellen in seinen Werken liefern zwar den Beweis, daß er in seinem Studium der Orchesterkomposition noch nicht den gewünschten und erforderlichen Grad der Ausbildung erreicht hat, das Talent für Orchestrik, das sich aber verräth, versichert uns, daß der junge, rastlos schaffende Komponist dieser Mängel bald behoben wird. Auf die Frage, ob nun Perosis Musik sich mehr dem Geiste eines Bach oder Wagner nähert, könnte Perosi, der in der reinsten Frömmigkeit seines Gemüthes unfähig ist, andere als geistliche Kompositionen zu schaffen, mit ruhigem Gewissen antworten: Spiritus ubi vult spirat (Joan. III, 8). Deswegen hat Pe-

roisi Musik etwas Geheimnißvolles, eine sonderbare Frische und melodische Neuheit; ist daher seine eigene Musik: „Perossische Musik!“

Bzüglich der epischen Breite einzelner Stellen in den Dratorien haben wir uns schon gelegentlich ausgesprochen. Die Chorrecitative, den gregorianischen nachgebildet, aber a 4 Voces gesetzt, klingen sehr gut, finden aber auf die Dauer eine zu häufige Anwendung. Die einzeln auftretenden Personen sind musikalisch geschickt verwerthet und auseinandergelassen. Ihre Arien und Recitative weisen eine Menge wirklich musikalischer Schönheiten auf. Was die Verwerthung des biblischen Textes anbelangt, so boten die schönsten und inspirierten Theile der heiligen Evangelien dem Komponisten den würdigsten und passendsten Stoff zu seinen Compositionen. Perosi hat es verstanden, all die Affekte der Freude und Trauer, die uns hier begegnen, begleitet und getragen von möglichster Klarheit, Feinheit und Wahrheit, verbunden mit Stärke und Tonfälle, zum lebendigen Ausdruck zu bringen. In seine Dratorien hinein verwebt Don Lorenzo den canto fermo. Aus ihm schöpfte der Komponist viele erhabene Ideen, von ihm empfing er, wie so viele alte Meister der Kirchenmusik, den Impuls zur Schöpfung von Werken, die, um recht verstanden zu werden, nicht so sehr von künstlerischem Gefühle, als vielmehr mit tiefgläubiger Seele gehört und gewürdigt werden müssen.

Daß die Aufführung Perossischer Dratorien von so ganz verschiedenen Erfolgen begleitet war, daran tragen unseres Erachtens Gründe äußerer und innerer Art die Schuld. Zu den ersteren zählen wir vor allem den Umstand, daß der den Dratorien zu Grunde liegende Text lateinisch geschrieben ist, und man doch im allgemeinen nicht verlangen kann, daß das Auditorium Latein versteht. Wie für Italien ein lateinisch-italienischer Text vorlag, so wäre für die Länder anderer Zungen eine Erklärung für den textlichen Inhalt der Dratorien in der Muttersprache zum besseren Verständnisse von unabwiesbarer Nothwendigkeit gewesen. Deshalb fanden Perosis Dratorien hier in Italien

trotz der öfteren Wiedergabe stets denselben Enthusiasmus, während man außerhalb Italiens an einer Aufführung satt hatte. Ein weiterer Grund äußerer Art für eine mißlungene Aufführung ist wohl in Ort und Umständen zu suchen. Eine Theaterbühne, wo heute dieses, morgen jenes Stück von oft unqualifizirbarer Güte gegeben wird, ist wahrlich nicht der Ort, um die Herzen der Zuhörer, womöglich gewohnheitsmäßiger Theaterbesucher, in eine für das Anhören geistlicher Dratorien erforderliche Stimmung zu versetzen. Damit ist aber auch nicht gesagt, daß in unserer Zeit, wie es beim Entstehen der Dratorien der Fall war, die Kirche als der Ort für derartige Veranstaltungen gelten soll.

Was die Gründe innerer Art anbetrifft, warum Perosis Dratorien nicht überall den verdienten Erfolg hatten, so kann man die Schuld einmal den bereits erwähnten vielen Intermezzi (Orchesterzwischenfällen) zuschreiben, die als eine Eigenart italienischer Musik uns Deutschen nicht recht zusagen mag. Sind wir ja auch etwas verwöhnt durch die prachtvollen Werke unserer eigenen großen Dratorienkomponisten, die es in der That vortrefflich verstanden haben, eine etwaige Dürftigkeit des dramatischen Elementes geschickt zu decken. Ferner konnte sich ein Theaterpublikum nicht begeistern für die Sazart der a capella-Chöre im homophonen Palestrinastil. Es ist halt daran gewöhnt, etwas „Sinnraubendes“ und „Herzbeholdendes“ zu hören; es kann „die in Weihrauchnebel gehüllte, streng katholische Kirchenmusik, die dem norddeutschen Protestanten nichts sagt,“ schwer verdauen, weil ihm im Suchen nach Pikantem das rechte Verständniß abgeht für eine Musik, die andererseits auf den gläubigen Katholiken ihren tiefen Eindruck nicht verfehlt und die der Kenner echter Musik besser vertragen kann, als das oft undefinierbare Parfüm, welches nur zu häufig Theaterstückchen und Theaterraum selbst „durchdunstet.“ Als dritten äußeren Grund führen wir den verwöhnten Geschmack jenes Auditoriums an, das in rechter, verständnißvoller Würdigung der Dratorien eines Bach, Gluck, Händel, Haydn, Graun, Mendelssohn, Thienel u. a. in dei

Werken Perosis keinen Fortschritt für den Dratorienstil wahrnehmen will. Und wenn wir uns auf eine diesbezügliche Erklärung näher einlassen, so geben wir uns zugleich die Antwort auf die Frage: „Worin besteht denn eigentlich das Hauptverdienst, das Sensationelle in den Dratorien Perosis?“ Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns hier zu einer ausführlicheren Darstellung des Entwicklungsganges italienischer Dratorien von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeit verstehen; und doch kann es bei einem Vergleiche zwischen den bisher erschienenen Dratorien italienischer Maestri und denen Perosis, dem Musikkenner nicht verborgen bleiben, daß unser junger Komponist in das Wesen der Dratorienmusik seines Vaterlandes bedeutend eingreift.

In dem Vetsaale (oratoria) von San Girolamo della Carita auf dem Gianicolo zu Rom war es, wo San Filippo Neri (geb. 1515 zu Florenz) die römische Jugend zusammenrief mit den Worten: „Venite da me . . . staremo in chiesa e tuttavia assisteremo ad un dramma“. Hier wurden die Werke eines Animuccia, Sebastiano da Castello und Francesco Soto da Langa († 1619) mit großer Begeisterung aufgeführt und mit vieler Andacht angehört. Carissimi, der Schöpfer der Cantate und des Recitativs, führte später (1653) die Instrumentalmusik bei Kirchenstücken ein, ein Orchester, das sich aus Geigen, Chittarone, Cembalo, Lyra, und Flöten zusammensetzte. Es scheint, daß Perosi in seinen Dratorien diese Tonfarbe für das Orchester stellenweise nachahmen wollte. — Ein Schüler des heiligen Philippus Neri, der König der musica sacra, Pierluigi da Palestrina, trug dann eifrig Sorge dafür, daß die Ererungenschaften seiner Vorgänger eine bessere Entwicklung in jeder Beziehung erfuhren. Viele berühmte maestri Italiens arbeiteten nach dem Tode Palestrinas im Sinne ihres großen Meisters, so Cherubini (la Creazione) Terziani (Ruth e Noimi), Paer (la Passione und i tre Pastorelli), Cimarosa (Giuditta e Assalonne), Perpora (Gedeone e David), Marcello (Giuditta e Gioas), Guglielmi (Betulia Liberata und

La Morte d'Abele) u. s. f. In solchen Dratorien erwärmten sich unsere großen Dratorienkomponisten, und man sollte fast glauben, als ob von da ab das italienische Dratorien-eigenthum in Besitz der deutschen, französischen und holländischen Musikkunst übergegangen sei. —

Da tritt nun ganz unerwartet ein junger Priester auf, der durch seine Werke Italiens maestri auffordert, einer Musik, die jene für ihr Vaterland als verloren glaubten, wieder zu ihrem altehrwürdigen Rechte zu verhelfen. Und Perosi begnügt sich nicht damit, auf Italiens glorreiche Vergangenheit hinzuweisen; er schafft selbst neue Dratorien; in deren Form geht er zwar auf die älteste und primitivste Gestaltung des Dratoriums, auf den Janikulus zurück, die Musik ist aber eine neue, welche aus der reichen melodischen Ader, aus dem Charakterisierungsvermögen, aus der eigenen Empfindung des jungen Komponisten hervorsprudelt. Perosi hat für sein Vaterland Italien Musik geschrieben. Er hat dort muthig eingesezt, wo seine Vorgänger vor sehr langer Zeit rathlos stehen geblieben sind. Perosis Musik für Italiens „Euterpe“ ist von einschneidender Bedeutung, wenn auch der junge Tonkünstler noch nicht das für Italiens Dratorien erreicht hat, was Deutschlands große Komponisten unserem Vaterlande an Geistesgaben dieser Art bereits geschenkt haben.

Und somit ist es entschieden ungerecht, wollte man Perosi mit Geringschätzung über die Achsel ansehen; und stellen wir unseren jungen Komponisten als ein unerreichtes oder unerreichbares Musikgenie auf den Leuchter, so wäre es ebenso ungerecht. Perosi sucht nicht den Beifall und den Ruhm seiner Mitwelt; dies beweist sein überaus bescheidenes Wesen bei jeder Gelegenheit. Es war, wie er selbst offenherzig erzählt, immer sein Ehrgeiz, Geistlicher zu werden und in dieser Stellung sein ihm von Gott verliehenes Talent für Musik zu verwerthen. Unter armseligen Verhältnissen aufwachsend, schien ihm dieses hohe Ziel fast unerreichbar. Aber der Segen Gottes begleitete sichtbarlich sein unermüdeliches Ringen und Schaffen. Obwohl Perosi mit einer gewissen Leichtigkeit kom-

ponirt, verachtet er es durchaus nicht, immer wieder gern und freudig zu seinem Musikübungsbuche zu greifen, das mit dem Graduale Romanum (Gregorianischer Choral) eine Zierde seines Arbeitstisches bildet. Hier in Italien, wo man Perosi näher kennt, herrscht nur eine Stimme des Lobes über ihn. Und wenn die Evviva-Rufe, die auf Windexflügeln die schönen Auen Italiens durchwehten und Don Lorenzo einen klingenden Namen unter den maestri seines eigenen Vaterlandes gaben, so ist dies das eigene Verdienst „des 26jährigen Kapellmeisters in der Coutane,“ der sich weder diese trotz der glänzendsten Versprechen von gegnerischer Seite jemals wird entreißen lassen, dem aber auch die Anerkennung seines großen Talentes nicht vorenthalten werden darf.

Der heilige Vater, Papst Leo XIII., empfing den jungen maestro von San Marco in Privataudienz, umarmte ihn herzlich, richtete an ihn väterliche Worte zu weiterem freudigem Schaffen, schenkte ihm alsdann einen mit Brillanten besetzten Dirigentenstab aus Ebenholz

und ernannte ihn in perpetuum zum direttore della capella Sistina neben dem berühmten Mustafa. So haben wir auch hier wiederum einen Beweis dafür, daß die Kirche und ihr Oberhaupt der Forderung wahrer Kunst und Wissenschaft keine Hindernisse in den Weg legen, sondern echtes, rechtes Arbeiten würdig zu belohnen wissen.

Wier schließen unseren Aufsatz und vereinigen in einem abermaligen kräftigen: „Evviva Don Perosi! Evviva Don Lorenzo!“ unsere Segenswünsche mit dem Augurium, das ganz Italien seinem jungen Sohne und hoffnungsvollen maestro entgegenbringt. Möge Don Lorenzo Perosi, der bis auf weiteres seine Stelle als direttore della capella di San Marco in Venegia innehaben wird, weiter wirken auf seinem großen Gebiete als Priester zum Segen für sein schönes Vaterland Italien, als gottbegnadeter Komponist zur Erbauung aller Menschen, zur Ehre Gottes, zum Ruhme der heiligen römisch-katholischen Kirche!

Quod Deus bene vertat ad multos annos!

Es ist doch in der That recht, recht traurig für ein Menschenkind, daß seine vorgeblich auch wesentlichen Freuden von so kurzer Dauer sind; wären sie nur auf eine Weise von Dauer, so möchte vielleicht die Thorheit, solche zu genießen und auf eine gewisse Art das Herz daran zu heften, eine Entschuldigung finden; aber nein, nebst ihrer geschmacklosen Trodenheit hinterlassen sie kaum einige Spuren ihres Dasein.

Tröstlicher Gedanke für den Gerechten: Ich werde ewig leben, Ha! welche Wonne verbreitet dieser schon über alle Bitterkeiten dieses Lebens! Ich weiß, sagt Job, daß mein Erlöser lebt, und in diesem meinem Fleische werde ich Gott, meinen Heiland, sehen, ewig sehen. O, was sollen denn doch die wenigen Leidenstage für die lange, frohe Ewigkeit? Sind sie auch würdig, fragt Paulus, gegen die Tage der Herrlichkeit abgewogen zu werden?

Höchste Wissenschaft ist Demuth, das beste Können ist Geduld und die hehrste Poesie ist Schweigen.

Jeden Lebensstand, der zur Vollkommenheit und Entäußerung alles Irdischen führt, sucht uns der göttliche Heiland zu schildern; nachdem er das Bürgerleben, das Leben eines Handwerkers, als die gewöhnlichste Lage des Menschen, durch sein Betragen und Muster geheiligt hatte, so geht er endlich in die Einöde, wo einst Moses und Elias, vierzig Tage lang, wie Johannes, der fast keines Menschen Angesicht sah, hager und abgezehrt Buße übte, um Buße zu predigen, und seines erbaulichen Wandels wegen ein Engel, und der Größte, der von einem Weibe geboren ward, genannt wird. — Ein Beweis, daß Habe und Gut verlassen um des Himmels willen, um vollkommen zu sein, zwar vor der Welt eine Thorheit, vor Gott aber Weisheit sei.

Aus Sturmbevegten Tagen.

Episode aus dem Kappeler Krieg. (1529—1531.)

(Fortsetzung.)

6. Das Opfer der Schwester.



Als Hedwig des andern Morgens nach Unserer Lieben Frauen Kapellen in der Altstadt zur heiligen Messe ging, hörte sie von einer Nachbarin, es sei letzte Nacht am Baarerthore etwas Schreckliches vorgefallen. Die drei Wärtter seien, man wisse gar nicht wie, in der Thorstube eingeschlossen worden; die Thüre sei verhext, man habe sie wenigstens bis jetzt nicht öffnen können, und was das Ueulichste sei — das dürfe man aber nicht laut sagen — der alte Wunibald sei spurlos verschwunden. Man meine, der Leibhaftige habe den Thorwart mit Haut und Haaren geholt; es sei auch schon lange das Gerede, der Alte hätte einen Pakt und sei hieb- und stichfest. Man habe zwar auch behauptet, es sei nur ein Gefangener entsprungen; aber es habe ja seit Jahr und Tag keiner in dem Baarerthurme gefessen.

Hedwig wurde leichenblaß bei dieser Nachricht. Die Nachbarin schrieb es ihrem Berichte über das räthselhafte Verschwinden Wunibalds zu; aber wir wissen, was sie erleichen machte.

Das Städtchen Zug war dazumal voller Siegesjubel. Man erzählte sich die Einzelheiten des Kampfes, wie der Pfarrer Weingärtner, vormal's Konventherr von Kappel und daher der Gegend wohl kundig, die Katholischen durch einen Wald dem feindlichen Lager in die Flanke führte, wie dann tapfer und männlich gestritten worden, und wie Zwingli, der Urheber des ganzen Krieges, gefallen sei und seinen Lohn empfangen habe. Auch des Bannerherrn Kolin und seiner Tapferkeit wurde dabei mit viel Lob gedacht.

Als die drei Tage vorüber waren, während welcher das siegreiche Heer nach alter Schweizer Sitte auf der Wahlstatt verweilte, kam der Bannerherr nach Zug, um seinem Sohne Ver-

zeigung anzubieten, wenn er jetzt wenigstens sich auf die Seite seines Landes stellen wollte. Wer schildert seinen Schmerz und seine Entrüstung, als ihm Hedwig unter Thränen die Flucht des Bruders berichtete! In seiner Bitterkeit setzte er sich hin und schrieb seinen letzten Willen, in dem er seinen Sohn feierlich enterbte.

Kurze Zeit darauf waffnete er sich wieder; Hedwig mußte ihm den Panzer festschnallen. Als er in voller Rüstung da stand, sagte er: „Ich muß jetzt für zwei kämpfen, da sich mein Sohn weigert, für unser heiliges Recht einzustehen. Vielleicht ist es mir noch vergönnt, mit meinem Blute den Schandfleck wegzuwaschen, womit Wolfgang meinen ehrlichen Namen besleckt hat.“ Damit ritt er fort.

Mit dem Siege von Kappel war der Krieg noch nicht zu Ende. Erst jetzt bot Zürich alle seine Streitkräfte auf; das mächtige Bern rüstete; von allen Seiten, von den Graubündner Alpen hinab bis ins Elsaß, schickten die Gleichgesinnten den Reformirten Hilfstruppen, und binnen einer Woche war ihr Heer dem der katholischen Kantone um das Dreifache überlegen. Die Katholischen mußten sich zurückziehen; sie nahmen bei Inwyl an der Halde des Zugerberges eine treffliche Stellung und besetzten dieselbe. Ein vorgeschobener Posten hielt die Baarerburg besetzt. Auf dem Höhenzuge nördlich von Baar, die Oberen genannt, hatten sich die Züricher gelagert; manche Kugel wurde über das Thal hinweg von huten und drüben gewechselt. Mit jedem Tage stand eine entscheidende Schlacht bevor.

In dieser Zeit langer Erwartung war das Gotteshaus Maria-Einsiedeln von vielen andächtigen Pilgern besucht. Frauen mit ihren Kindern waren es namentlich, welche aus den katholischen Gauen da zusammenströmten, um für das Land, für ihre im Felde liegenden Gatten und Väter Hilfe und Schutz zu ersehen.

In bunten Gruppen lagen die Wallfahrer vor der Gnadenkapelle auf den Knien. Lautes Gebet, jetzt einzelner Stimmen, dann ganzer Schaa- ren, tönte durch die Hallen der Kirche. Vitt- gefänge ertönten, Litaneien wurden im Wech- seldreie gebetet, und Gesang und Litaneien verwebend schlang sich um alles das laute, an- dächtige Gebet des heiligen Rosenkranzes. Eben war wieder eine Schaar — Unterwal- dener waren es — zum Gnadenbilde vorge- drungen, und eine klare Knabenstimme sang folgende Strophe :

„O Mutter aller Barmherzigkeit !
Mit Fürbitt' sei uns allzeit bereit.
In Nöthen komm zu Hilfe bald
Unserer Landschaft ob und nid dem Wald,
Und hab' in deiner treuen Hut
Unser Hammer und Land, Leib, Ehr' und Gut,
Durch deines Kindes angstvoll Sterben und Blut.“

Es war Abend geworden. Die Mönche hatten im Chore die Vesper gesungen, und die süßen Klänge des Salve Regina waren ver- hallt. Die Schatten der Dämmerung füllten das Schiff ; nur das Gnadenbild war vom mil- den Scheine zahlreicher Lampen erhellt. Zu seinen Füßen kniete eine junge Frauengestalt ; ihr Antlitz glühte in heiliger Andacht, wenn sie das Auge zum Bilde der Gnadenvollen erhob. „O Mutter aller Barmherzigkeit,“ flehte auch sie, „ziehe deine schützende Hand nicht von ihm zurück ! Laß ihn die Macht deiner Erbarmung fühlen, um des Blutes deines eingeborenen Sohnes willen !“

Die Pilger entfernten sich, um in den Her- bergen des Dorfes der Nachtruhe zu pflegen. Hedwig allein — denn sie war die Veterin vor dem Gnadenbilde — blieb zurück. „Heilige Maria,“ sagte sie, „was soll ich dir zu Ehren geloben, wenn du mir meinen Bruder zurück- führst ? Verne wollte ich mit meinem Leben seine Seele erkaufen.“

Und plötzlich erfaßte ein Gedanke ihr Inner- stes ; es war wie eine Stimme, die deutlich und klar in ihrer Seele fragte : „Willst du als Opfer für deinen Bruder die Braut meines Sohnes werden !“

Die Jungfrau zitterte. Schon oftmals war ihr der Gedanke gekommen, als Braut Christi

ihre Tage einzig dem Dienste Gottes zu weihen. Von Jugend an, seit dem Tode der Mutter, war dieser fromme Zug ihrer Seele eigen. In diesem Augenblicke aber trat der Gedanke, sie wußte nicht wie, so lebhaft vor ihre Seele, daß sie sich seiner nicht ent schlagen konnte. „Bringe das Opfer !“ rief es in ihrem In- nern. Sie wollte beten, aber die Ruhe des Herzens fehlte ; ein harter Kampf entbrannte zwischen Natur und Gnade.

Da nahte sich der Bruder Sacristan, eine ehrwürdige Gestalt mit milden Zügen, den schweren Schlüsselbund am Gürtel. „Es ist Zeit, daß ich die Kirche schließe,“ sagte er zu Hedwig.

Die Jungfrau erhob sich und folgte dem Mönche. An der Thüre sagte sie schüchtern zu dem Greise : „Betet für ein armes beängstig- tes Mädchen und“ — ihre Stimme stockte — „für einen verlorenen Sohn.“

„Deren gibt es heutzutage viele,“ erwie- derte der Greis. „Empfahlet ihn unserer mächtigen Frau ; sie ist die Zuflucht der Sünder.“

„Lasset auch in meiner Meinung drei heilige Messen lesen ; zwei am Altare Unserer Lieben Frau und eine zu Ehren Wolfgangs.“

„Gott segne Euch, und was Euch das Herz auch beschwert, die heilige Jungfrau möge Euch trösten !“

Am folgenden Morgen in der Frühe, lange vor Tagesanbruch, war Hedwig wieder im Got- teshause. Die Mönche im Chore hatten die Laudes gesungen ; die Kerzen auf den Altären wurden angezündet, und von drei Uhr bis gegen Mittag reichte sich Messopfer an Messopfer. Hedwig nahte sich einem Beichtstuhle. Zu den Füßen eines ehrwürdigen Priestergreises kniete sie nieder und deckte dem Stellvertreter Gottes ihr ganzes Herz mit seinen Schwächen und Zweifeln auf. Der Priester waltete seines Amtes, und die Jungfrau empfand den ganzen Trost, den das heilige Bußgericht dem gläubigen Katholiken spendet. Die Zweifel waren aus ihrem Herzen geschwunden, und klar und hell drang es in ihre Brust wie ein schöner, ruhiger Sonntagsmorgen.

Sie hörte nun am Gnadenaltare die heilige

Messe. Als der Priester sich dem Volke zuwandte, um die heilige Opfergabe, Jesus Christus selber mit Gottheit und Menschheit unter den unscheinbaren Gestalten des Brodes, als Seelenspeise als Nahrung zu bieten, nahte sich auch Hedwig dem himmlischen Tische und empfing den göttlichen Gast in ihr reines, jungfräuliches Herz. Und sie betete das fromme Gebet, das ihre selige Mutter sie gelehrt, als sie zum erstenmale zum Tische des Herrn hinzutrat :

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein,
O Jesu, Herr und Heiland mein !

Du bist in mir, und ich in dir,
Daß es so bleibe für und für !“

Da machte sie das Gelübde, als Opfer für die Seele ihres Bruders der Welt zu entsagen und als Braut Christi den Schleier zu nehmen.

Und das Opfer stieg wie eine süße Weihrauchwolke auf zum Throne des Lammes, und gleich mil dem Thau senkte sich Trost und Frieden in ihr Herz.

Wie ganz anders war es dazumal Wolfgang zu Muthe!

Er hatte glücklich mit dem alten Wunibald Zürich erreicht. Laut schlug sein Herz, als er an Eblibachs Thüre klopfte! Er sollte ja Agnes wiedersehen, und sie mußte nun seine Braut werden. Denn Eblibach konnte ihm — so dachte sich der Jüngling — seine Tochter nicht verweigern, nachdem er ihretwegen aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde. Die alte Regula öffnete.

„Wo ist Agnes, wo ist Eblibach?“ rief der Jüngling.

„O du meine Liebe!“ sagte die Alte. „Wolfgang, seid Ihr es? Und Ihr wagt es, nach Zürich zu kommen, nachdem Ihr die Unseren so gräßlich geschlagen? Aber nur herein, daß Euch Niemand sieht. Es ist ihm recht geschehen — man darf es nur nicht laut sagen; es ist ihm ganz recht geschehen, dem Zwingli! Er hat immer vom Krieg geschrieen und gepredigt; jetzt hat er seinen Lohn. Ihm gönn' ich es,“ erfuhr die Alte; „aber so mancher ehrliche Züricher hat mit ihm die Beche bezahlen müssen. Ja, wenn sie doch wenigstens nur im alten Glauben gestorben wären, so möchte

noch ihren Seelen wohl sein; aber so — nein, ich wollte nicht mit ihnen tauschen!“

„Ich fragte dich, wo der Herr Säckermeister und Agnes sei,“ unterbrach Wolfgang ungeduldig den Nebenfluß Regula's.

„O der Herr Säckermeister ist nicht zu Hause. Die alte Regula würde sich wohl hüten, in der Weise laut zu denken, wenn er im Hause wäre; ich glaube, er würde ungeachtet meines vierzigjährigen treuen Dienstes mich heute noch vor die Thüre setzen. Der Herr Säckermeister ist im Lager oder ist nach Bern, oder nach Sanct Gallen, oder nach Graubünden — was weiß ich, wo er ist? Er sagt mir nichts mehr, obschon er wissen könnte, daß ich keine Blandertasche bin. Er ist Tag und Nacht thätig, ein neues Heer gegen die Katholischen auf die Beine zu bringen. Und Agnes ist auch nicht hier; der Vater hat sie zur Base Amai nach Winterthur gethan — o das hat nichts zu sagen, ich will Euch schon bewirthen. Aber was wollt Ihr denn bei uns in Zürich? Ich glaubte Euch im Lager der Kantone. Und du lieber Himmel! wie Ihr ausseht! das schöne Wamms zerrissen, die Federn des Barettes geknickt, so dürftet Ihr auf keinen Fall vor Agnes hintreten; es ist ein Glück, daß sie nicht da ist, Ihr würdet Euch hübsch neben dem Junfer Frei ausnehmen, der jetzt so oft ins Haus kommt —“

„Der Frei? was thut denn der Frei hier im Hause?“ rief der Jüngling.

„Oh du meine Güte! er macht ihr den Hof! die jungen Herren machen ihr alle den Hof —“

„Das duldet Agnes nicht!“

„O, da ist seit zwei Jahren auch manches anders geworden, seit Ihr nicht mehr hier wohnt! Agnes weiß jetzt, daß sie das schönste Fräulein in Zürich ist, und versteht, das Köpfchen danach zu tragen.“

„Schweig, Regula, du redest abscheulich! Es ist nicht wahr, was du redest! — und wenn es wahr wäre — es müßte mich wahnsinnig machen! Wisse, daß ich von meinem Vater verstoßen und aus Zug geflohen bin um Agnes willen. Agnes hat mir ihre Hand versprochen; sage also um Gotteswillen, daß deine Rede

nicht wahr sei.“ Hestig faßte der Jüngling bei diesen Worten den Arm der Alten.

„Was sagt Ihr?“ rief diese erblickend. „Ihr habt die Eueren verlassen um Agnes willen?“ Dann fügte sie sich fassend bei: „Dann, dann werde ich mich wohl getäuscht haben; wenn sie Euch ihre Hand versprochen hat, so wird sie wohl ihr Versprechen lösen.“

Aber der schmerzliche Pfeil blieb im Herzen des Jünglings haften. „Sollte es wirklich so sein?“ fragte er sich hundertmal des Tages, und immer antwortete er: „Nein, nein, es ist unmöglich!“ Auf seiner Kammer war alles noch wie vor Jahren. Er schaute zum Fenster hinaus, und sein Blick fiel auf den steinernen Karl drüben am Münsterturme. Da erinnerte er sich an jene Nacht vor dem Scheiden von Zürich. War er jetzt im selben Schiffe mit Agnes und Edlibach, und sollte sich sein seltsamer Traum bewahrheiten?

Die nächsten Tage brachten kriegerisches Leben in die Stadt. Ein zahlreiches Heer, bei zwolftausend Mann aus dem Zürichgau, dem Toggenburg, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Gotteshausleute von Sanct Gallen, zog mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, zweiundzwanzig Geschütze auf Mädem mit sich führend, der Grenze zu. Der Rath von Zürich hatte diesen Pomj veranlaßt, um die seit der Niederlage von Kappel gedrückte Stimmung zu heben. Auch Wolfgang war vor das Rennwegthor hinausgegangen, um den Vorbeimarsch mit anzusehen.

Dann kam eines Abends Hans Edlibach plötzlich heim. „Wie, Wolfgang, du hier?“ rief er, als ihm der Jüngling grüßend entgegeneilte.

„Wie Ihr seht,“ erwiderte dieser, und erzählte in Kürze die Ereignisse, welche ihn nach Zürich getrieben hatten.

„Also verstoßen und landesflüchtig“, sagte der Säcklermeister. Er hatte nie gedacht, daß das Spiel, welches er mit dem Jünglinge getrieben, so ernst enden würde. Er wollte ihn für seine politischen Zwecke benutzen und zugleich den Schimpf rächen, den ihm der Bannerherr Kolin angethan. Jetzt, da er die Folge seiner Thaten sah, wandelte ihn Mitleid an mit

dem Sohne seines Feindes, den er früher geliebt hatte. „Was willst du jetzt anfangen?“ fragte er Wolfgang. „Zurück kannst du nicht mehr — sie möchten dir sonst deinen Kopf vor die Füße legen. Willst du nun der Unfere sein?“

„Mit dem letzten Tropfen meines Blutes unter der Bedingung, daß Ihr den Kantonen die neue Lehre nicht aufzwingt, und daß Ihr mir die Hand Eurer Tochter zusagt.“

„Man wird nur verlangen, daß das Evangelium frei gepredigt werde; was meine Agnes angeht,“ sagte ausweichend der Patricier, „so werde ich dem Glücke meines Kindes nichts in den Weg legen.“

Der Jüngling, der diese zweideutige Antwort nur in günstigem Sinne verstand, jubelte auf und sagte: „Waffnet mich! gleich ziehe ich ins Lager, und mein Schwert soll mir das Glück verdienen, Agnes als meine Braut begrüßen zu dürfen.“

Und Wolfgang sattelte den Abend noch und ritt mit dem alten Wunibald, der seinen jungen Herrn nicht verlassen wollte, gen Baar in das Lager der Züricher.

Der Patricier schaute dem Wegreitenden mitleidig nach: „Thörichter Knabe! Einem enterbten Landesflüchtigen reicht Edlibachs Tochter ihre Hand nicht.“

Fast zur selben Stunde, in der dieses entscheidende Gespräch zwischen Wolfgang und dem Säcklermeister stattfand, kam Hedwig von ihrer Wallfahrt nach Zug zurück. „Ich habe meinen Bruder einer mächtigen Schützerin übergeben,“ sagte sie ruhig; „sie wird ihn mir zurückführen.“

Und es bedurfte eines mächtigen Armes!

7. Der Kampf auf dem Gubel.

Am Montage vor Simon und Judäa waren die Bewohner von Zug in großer Furcht und Aufregung. Schon in der Morgenfrühe war die Kunde gekommen, das Heer der Berner ziehe sengend und brennend vom „Freien Amte“ herauf, habe die Neuz überschritten und wende sich über Cham und Steinhausen nach Blicken-

storf, wo bald die Rauchsäulen brennender Häuser dessen Ankunft bestätigten. Kurz nach Mittag kam noch eine andere Schreckensnachricht. Eine starke Abtheilung der Züricher, an die achttausend Mann, habe mit Loß und Troß den Bergkamm zwischen der Siehl und der Lörze erstiegen und wolle über die Höhen von Menzingen ziehen und den Zugerberg gewinnen, um das Lager der katholischen Kantone im Rücken fassen zu können. Andere meldeten, der Zug gelte dem Kloster Einsiedeln; als Rache dafür, daß Zwingli's Leiche von Henterhand verbrannt worden, wollten sie den „Einsiedler Höfen“, „den Weidenstoc“ — so nannten die Züricher das Gnadenbild der Mutter Gottes — sammt dem Kloster gleichfalls verbrennen.

Bald darauf trug der Ostwind das Sturmläuten von Schönbrunnen, Neuheim und Menzingen ins Thal herab, und als die Glocken verstummt, füllte sich das Städtchen mit flüchtigen Bergbewohnern, welche Haarsträubendes über die fanatische Wuth der Zwinglianer berichteten. Fürchterliche Rache, hieß es, werde an den Wehrlosen für die Niederlage bei Kappel genommen. Die geringe Habe der Bergbewohner sei muthwillig zerstört, das Vieh zwecklos hingemordet, und auf manch wohnliches Bauernhaus der rothe Hahn gesteckt. Am schrecklichsten aber wütheten die Reformirten gegen Kreuze und Bildstöcke, Kirchen und Kapellen.

Im katholischen Lager hielt man Kriegsrath. Die Hauptleute durchschauten den Plan des Feindes, sie durch diese Bewegungen zum Aufgeben ihrer festen Stellungen zu verleiten, und man beschloß, unverrückt stehen zu bleiben. Im Laufe des Nachmittags zog dann der alte Schulttheiß Hug von Luzern mit fünfzehnhundert auserlesenen Streitem auf die Höhe von Allenwinden, um den Zürichern diesen wichtigen Paß zu verlegen.

Beim Einbruche der Nacht schickte Hug sechshundertzweunddreißig Mann unter Anführung des Christian Jten von Megeri auf Kundtschaft aus, ob sie vielleicht während der Nacht den Feind schädigen könnten. Es waren kräftige Leute, größtentheils vom Menzingerberge und

dem Megerithale, denen der Feind am gleichen Tage Hab und Gut vernichtet hatte, und die jeden Pfad und Fels des Berges kannten. Um sich in der Dunkelheit zu kennen, zogen sie weiße Hirtenhemden über ihre Rüstung an, oder banden sich weiße Tücher um; als Feldgeschrei wählten sie den Ruf: „Maria, die Mutter Gottes!“

Inzwischen hatte die Nacht die Züricher auf dem Zuge überrascht. Im Bewußtsein ihrer Uebermacht lagerten sie sich ohne Ordnung und Kriegszucht zwischen den Höfen Etterstalben und Fürschwanden in zwei übereinander liegenden Heerhausen an den Abhängen des Gubels. Der Gubel ist die höchste Kuppe des Höhenzuges von Menzingen. Von ihm aus bietet sich dem Auge eine entzückende Fernsicht; auf der einen Seite die Berge von Schwyz und Glarus, nach der anderen Seite hin das wildromantische Thal, das sich die Lörze vor undenklichen Zeiten gegraben, und darüber hinweg das fruchtbare Land um Zug und Baar, welches sich wie ein schöner Garten hinzieht. An jenem Abende aber war der Anblick traurig und trostlos. Brennende Bauernhäuser färbten den Himmel mit düsterer Gluth. An den zahlreichen Wachtfeuern, welche die Abhänge des Berges bedeckten, ging es laut und wust her; allerwärts trieben trunkene Knechte ihren Wuthwillen.

Wolfgang hatte sich dem Gewühle entzogen. An einem einsamen Plätzchen setzte er sich auf einen Felsblock, stützte lange Zeit das Haupt auf beide Hände und ließ die Erlebnisse der letzten Tage an seinem Geiste vorübergehen. So blindlings hatte er sich den Zürichern in die Arme geworfen, krampfhaft sich an dem Glauben festklammernd, sie wollten nur den Frieden und das Glück der Schweiz. Jetzt war sein Vertrauen auf den eidgenössischen Edelmuth Zürichs im Begriffe, sich als Nebelgebilde aufzulösen; die brennenden Höfe warfen ein grolles Licht darauf. Er hatte geglaubt, nur zum Frieden wolle Zürich die katholischen Kantone zwingen; heute mußte er von angesehenen Herren hören, es handle sich darum, die Waldstätte dem reinen Evangelium zu unterwerfen. Als er Zeuge war, wie die Knechte

Behrlose mißhandelten und muthwillig die geringe Habe der Bergbewohner verderbten, war er zu Landeshauptmann Frei, dem Führer des Juges geeilt und hatte ihn aufgefordert, solchem Treiben entgegenzutreten. Das sei nur eine kleine Strafe für den Götzendienst dieser Amalekiter, lautete die Antwort, die ihm zu Theil wurde. War das wirklich die Absicht Zürichs, dann hatte er sich schmählich getäuscht; dann war es für ihn Gewissenspflicht, das Heer, dem er sich eingereicht, stehenden Fußes zu verlassen, auch wenn er hiermit auf Agnes verzichten mußte.

Diese ernste Forderung war ihm eben lebhaft zum Bewußtsein gekommen, als naßer Wortwechsel seinen Gedankengang unterbrach. Er glaubte Wunibalds Stimme zu hören und horchte auf.

„Was thu, du da, Alter, vor diesem Gözenbild?“ rief eine rauhe Stimme.

„Ich bete,“ war die kurze Antwort Wunibalds.

„Was? du betest den Gozen an? Herunter mit dem Baal! ins Feuer mit ihm!“ schrieen mehrere Stimmen.

„Nührt mir das Bild nicht an, rath ich euch!“ horte Wolfgang den alten Gesellen weiter sagen; und sofort ahnend, was folgen werde, eilte er durch die Büsche der Stelle zu, von wo der Streit herüberschallte. Noch hatte er kaum zwei Schritte gethan, als er Schwerterklirren und gleich darauf einen durchdringenden Schrei vernahm. „Herr Gott! Sie haben ihn erschlagen,“ rief er, seine Schritte beschleunigend. Aber es war zu spät; als er ankam, lag der Alte bereits zu den Füßen eines einsamen Bildstöckes in seinem Blute. Die Mörder waren geflohen.

„Armer Wunibald!“ rief Wolfgang, sich zu dem Schwerverwundeten niederknieend. „Wo haben dich die Glenden verwundet?“

„Seid Ihr es? Gott Dank, daß Ihr da seid; so sterbe ich doch nicht so verlassen!“ sagte der alte Thorwart. „Hier am Kopfe; meine Mutter hat es mir ja immer prophezeit; aber es ist doch in einem ehrlichen Handel. Haben sie das Bild der schmerzhaften Mutter weggerissen?“

„Nein, du hast es vertheidigt.“

„Es ist gut, es ist alles gut. Aber wir hätten nicht nach Zürich gehen sollen. Der alte Glaube ist doch der bessere. Ach, wenn ich nur beichten könnte und die heilige Wegzehrung erhielte zu einem christlichen Geleite in die Ewigkeit. Es geht mit mir zu Ende — rasch, rasch — aber ich habe diese Gnade nicht verdient.“

„Du wirst noch nicht sterben,“ tröstete der Jüngling den Verwundeten, und bemühte sich, die klaffende Wunde zu verbinden.

Wunibald verneinte es. „Betet für meine arme Seele,“ sagte er; „möge Gott meinen Tod gnädig als Sühne meiner Sünden aufnehmen! Heilige Maria, bitte für mich!“ Er zog einen Rosenkranz aus einem ledernen Täschchen hervor, küßte andächtig die Medaille und schlang ihn um die Hand. „Ich habe ihn aus den welschen Kriegen; er ist vom Papste geweiht und sind große Abkässe darauf.“

Dann ketete der Verwundete eine Weile, und Wolfgang betete mit. Plötzlich wandte der Alte sich an den Jüngling und sagte: „Ich habe noch ein Wort mit Euch zu reden, bevor ich sterbe. Verlasset das Lager der Zwinglianer; ich weiß, was Euch nach Zürich hinüberzieht — Edlibachs Tochter. Aber sie ist nicht für Euch — der Säcklermeister hat sie dem Junker Frei verlobt.“

„Was sagst du?“ stieß der Jüngling heraus. „Nein, so falsch ist Edlibach nicht; ich kann es nicht glauben, ich will es nicht glauben!“

„Es ist doch so,“ antwortete der Verwundete bestimmt. „Erinnert Ihr Euch nicht an das Gespräch mit der alten Regula, als wir nach Zürich kamen? Sie hat mir nachher unter Thränen mitgetheilt, die Verlobung habe wirklich stattgefunden. Ich wollte es nicht glauben; denn sie war nicht selbst dabei zugegen gewesen. Aber heute Mittag als wir auszogen, sah ich an Junker Frei's Hand einen Ring mit Edlibachs Wappen.“

„Schändlich, schändlich!“ rief der Jüngling, und Schmerz, Beschämung und Zorn übermannten ihn. Es dauerte eine Weile, bis er sich fassen konnte. Das schmerzliche Stöhnen

des Verwundeten brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Es geht zu Ende“, sagte Wumbald mit brechender Stimme. „Legt mich so, daß ich das Bild der lieben Mutter Gottes sehen kann. So — vergelt's Gott! — Nun erweckt noch einmal mit mir Neu und Leid! Möge Gottes Barmherzigkeit mich armen Sünder um des Blutes Christi willen in Gnaden annehmen! Betet — betet — und kehrt — zurück.“

Der Sterbende athmete schwer; es mochte Mitternacht sein, als er verschied, das gebrochene Auge noch im Tode fest auf das Mutter-Gottes-Bild geheftet. Wolfgang faltete dem Todten die Hände und schlang ihm den Rosenkranz um den Hals; dann kniete er nieder und betete für die abgeschiedene Seele.

Als er vom Gebete aufstand war er ruhig. Die ernste Scene, die er eben erlebt, hatte dem Sturme seines Herzens Stille geboten. Die Sterne schauten mit mildem Lichte vom Himmel herab, und rundum lag alles wie in tiefem Frieden. Die Wachtfeuer waren meist zusammengefunken; die Knechte lagen um die glimmenden Brände her in tiefem Schlafe; kaum daß hin und wieder ein Wächter einen schlaftrunkenen Blick in die Nacht hinaus warf. Wolfgang überlegte, was er thun solle. „Daß ich dieses Heer verlasse, ist ausgemacht“, sagte er. „Aber bevor ich gehe, will ich Gewißheit haben, und zwar diese Nacht noch.“ Hiermit wandte er entschlossen seine Schritte dem Fürschwander Hofe zu. Dort, wußte er, standen die Geschütze, und der Hauptmann Frei hatte seinem Sohne ihre Bewachung übertragen.

Ohne von den Wachen auch nur bemerkt zu werden, kam er an den Bauernhof. Die zu ebener Erde liegende Stube war erleuchtet; ein Blick durch die kleinen Fenster belehrte Wolfgang, daß der Junker Frei mit einigen anderen jungen Zürichern bei Würfel und Becher die lange Nacht verkürzte. Sofort trat er ein.

Die Spieler schauten unwillig auf, als die Thüre sich öffnete. „Was giebt's?“ rief der Junker Frei. „Ah — der Held aus Zug!“ fügte er spöttisch bei, als er Wolfgang's ansichtig wurde — „der dem gestrengen Herrn Ba-

ter entsprungen ist — wie wird sich der gute Mann freuen, wenn er seinen Sohn morgen siegreich in die Mauern der Vaterstadt einziehen sieht.“ Die Züricher lachten.

Wolfgang achtete diesen Spott keiner Entgegnung werth; er sagte einfach: „Ich habe eine Frage an Euch zu stellen, Junker Frei; wollt Ihr mit mir hinausgehen?“

„Wozu die Umstände?“ sagte der Junker. „Ich habe vor meinen Freunden kein Geheimniß.“

„Wie Ihr wollt,“ entgnete Wolfgang mit gezwungener Ruhe — „es betrifft die Tochter Eblibachs.“

Kaum hatte der Jüngling das Wort gesprochen — und er fühlte, wie ihm das Blut dabei in's Angesicht trat — so begegnete er lauter spöttischen Blicken.

„Ach,“ rief Frei, „Ihr wollt mich bitten, Euch zu meiner Hochzeit mit dem Fränlein einzuladen.“

„Das lügt Ihr,“ brach Wolfgang los, denn die Nachricht sowohl als die Art, wie sie mitgetheilt wurde, empörte ihn. „Agnes ist nicht Eure Braut; mir, mir ist sie versprochen! Und wenn Eblibach falsch an mir war, so hat doch Agnes in seine Treulosigkeit nicht eingewilligt.“

Die Züricher lachten hell auf. „Kennt Ihr diesen Ring?“ sagte der Junker; einen goldenen Reif von seinem Finger ziehend. „Ich habe ihn von Agnes selbst. Es mag wohl sein, daß sie Euch vormals hold war; aber jetzt — denkt doch nur selbst: Ihr werdet dem Fräulein doch nicht zumuthen, einen landesflüchtigen Bettler zu ehelichen. Tröstet Euch — wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

(Schluß folgt).

Der Mensch ist gesellschaftlich; weil aber die menschliche Gesellschaft oft und meistens ihre Uebinge, als Haß, Spötteleien, Verachtung und ungleiche Sitten mitbringt, so wählt man sich Freunde; bei Niemand ist man lieber, als bei diesen; muß man sich trennen, so weinen die Augen, es bluten die Herzen.